No. 11. Jahrgang IV.



Berlin, 15. März 1895.

Herausgeber. A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expedition oder den Buchhandel.

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Der jüdische Religionsunterricht in Berlin.

Von M. A. Klausner.

Die jüdische Gemeinde Berlin unterhält drei Religionsschulen, in denen zwischen 600 und 700 Kinder Religionsunterricht erhalten. Außerdem giebt es in Berlin jüdische Schulen mit etwas über 1000 Zöglingen. Etwa 1000 Kinder, nach reichlicher Schätzung, erhalten Religionsunterricht in Schulen, die von Sondergemeinden eingerichtet sind. Die Gesamtzahl der jüdischen Schuljugend in Berlin beläuft sich auf über 13 000. Der Aufwand der jüdischen Gemeinde für den Religionsunterricht bezifferte sich im vorigen Jahre auf 16 133 Mk. Ueber zehntausend Kinder der jüdischen Gemeinde Berlin bleiben ohne jeden Religionsunterricht, es sind für ihren Religionsunterricht von Gemeindewegen Veranstaltungen überhaupt nicht vorhanden.

Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß eine ähnliche Erscheinung nie und nirgend zu finden, daß diese Vernachlässigung der vornehmsten Pflicht einer Religionsgemeinschaft ohne Vorgang und ohne Gleichen ist.

Hier liegt, wir wiederholen es, ein Frevel vor, der zum Himmel schreit, eine Pflichtverletzung, die eine erdrückende Anklage ist gegen unsere seitherige Gemeindeverwaltung und diejenigen, die sie zu stützen bereit sind.

Die jüdische Gemeinde Berlin hat ein stattliches fundiertes Vermögen und erhebt Mitgliederbeiträge in Höhe von etwa zwölfmalhunderttausend Mark, abgesehen von den Einnahmen, die sie aus der Vermietung von Synagogenplätzen zieht. Die Synagogenplatzmiete deckt freilich nicht entfernt die Verzinsung von Grund und Boden und des Baukapitals, nicht einmal die Aufwendungen für den Unterhalt der Synagogen und die unmittelbaren gottesdienstlichen Ausgaben; denn im Durchschnitt kostet ein Gottesdienst in einer der Berliner Prunksynagogen ungefähr so viel wie eine Opernvorstellung. Der Aufwand der jüdischen Gemeinde Berlin aber für den Religionsunterricht hält sich auf der unglaublichen Höhe von 16,133 Mk.

Ob die jüdische Gemeinde Berlin leicht imstande wäre, die zwanzigfache Summe für Zwecke des Religionsunterrichts aufzubringen — denn eine zwanzigfache Summe wäre nötig, damit nicht neunzehn unter zwanzig Kindern ohne jeden Religionsunterricht bleiben — sei dahingestellt. Es ist möglich, daß solcher Aufwand sich nur bestreiten ließe unter Schmälerung anderer Ausgaben. Nach unserem Dafürhalten ist es Pflicht der Gemeinde, in allererster Reihe die erforderlichen Beträge für den Religionsunterricht aufzubringen. Es würde das Zeichen einen schönes Stolzes sein, wenn die Gemeinde darauf verzichtete, für diese Zwecke irgend welche Mittel von Stadt oder Staat in Anspruch zu nehmen. Wer jedoch sagen wollte, daß es nicht angängig sei, den Gemeindemitgliedern die entsprechenden Lasten aufzuerlegen, dem sei bemerkt, daß der Staat sich der Verpflichtung einer angemessenen Zubuße nicht entziehen würde uud nicht einmal würde entziehen wollen. Die Stadtgemeinde hat ihre Bereitwilligkeit, Aushilfe zu leisten, in manchen Unterrichtsanstalten schon bethätigt, doch von seiten der jüdischen Gemeinde ist nichts geschehen, diese Aushilfe zu organisieren, und die Stadt kann unmöglich von sich aus jüdischen Religionsunterricht erteilen.

Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, daß man in absehbarer Zeit von Staatswegen sich danach umsehen wird, ob die jüdische Gemeinde Berlin in Bezug auf die Gewährung des Religionsunterrichts für das heranwachsende Geschlecht ihre Pflicht erfüllt, und daß man von Staatswegen sie zu dieser Pflichterfüllung zwingen wird, sobald es sich zeigt, was allerdings nicht ausbleiben kann, daß eine arge Pflichtversäumnis vorliegt.

Der Staat hat sich herkömmlicherweise um die internen Angelegenheiten der jüdischen Gemeinden, zu denen die Fürsorge für den Religionsunterricht gehört, nicht gekümmert. Mag dies nun aus besonderem Wohlwollen geschehen sein oder aus Gleichgiltigkeit, mag man es sich daraus erklären, daß staatsseitig nach längerer Beobachtung angenommen worden ist, bei den Juden sei das Pflichtgefühl, das zur Erteilung ausreichenden Religionsunterrichts an die Jugend treibt, lebendig genug, um eine Aufsicht überflüssig erscheinen zu lassen — jedenfalls haben sich, wie die oben mitgeteilten Ziffern darthun, die Verhältnisse derartig geändert, daß der Staat, sobald er zur Kenntnis dieser Verhältnisse kommt, gar nicht mehr umhin kann, einzuschreiten. Ob er es gern thut oder nicht, kommt nicht in Frage — er muß es thun.

Vor einigen Jahren ist eine ministerielle Verfügung erlassen worden, auf Grund deren die Kinder von Religionslosen gezwungen werden, an einem Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen teilzunehmen. Man kann diesen Erlaß für verfehlt oder gar für unrecht halten — er besteht thatsächlich zu Recht. Die Kinder dissidentischer Eltern werden angehalten, an einem Religionsunterricht teilzunehmen, an dem Unterricht in derjenigen Religion, der die Eltern vor

ihrem Bekenntnis zum Dissidententum angehört haben. Man kann in dieser Einrichtung einen bedauerlichen Eingriff in die Rechte der Eltern sehen, man kann aus ihr Schwierigkeiten voraussagen, die sich aus dem Widerstreit zwischen Schule und Haus entwickeln, Schwierigkeiten ganz eigener Art für eine spätere Zeit, so bald es sich nämlich um die Kinder solcher Eltern handeln wird, die niemals einer Konfessionsgemeinschaft angehört haben, sondern bereits im Dissidententum geboren sind. Unter allen Umständen verlangt die Logik jenes Ministerialreskripts, welches die Kinder religionsloser Eltern zur Teilnahme an einem Religionsunterricht zwangsweise anhält, daß dieser Zwang unbedingt da eintreten muß, wo es sich um die Kinder von Eltern handelt, die einer Religionsgemeinschaft angehören. Es ist unmöglich, daß der Staat dieser Konsequenz sich versagt. Er muß die Konsequenz ziehen, sobald ihm bekannt geworden, daß es innerhalb der jüdischen Gemeinde Berlin zehntausend Kinder giebt, die keinerlei Religionsunterricht erhalten und für deren Unterricht in der Religion keinerlei Fürsorge getroffen ist.

Es mag zugestanden werden, daß von seiten der jüdischen Gemeinde durch Festhalten an der seitherigen Pflichtverletzung der Bethätigung staatlicher Fürsorge für den Religionsunterricht der Jugend Schwierigkeiten bereitet werden können. Es ist aber außer Zweifel, daß der Staat es verstehen wird, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Daß es unter keinem Gesichtspunkte gut wäre, es zur Anwendung von Zwang kommen zu lassen, bedarf keiner näheren Darlegung.

Wir können es verstehen, daß man über die Unabhängigkeit der jüdischen Gemeinde, von staatlicher Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten sich freut und an dieser Unabhängigkeit nichts geändert sehen möchte. Voraussetzung dieses glücklichen Zustandes aber ist, daß die jüdischen Gemeinden nicht versäumen, was zu thun ihre Pflicht ist, daß sie sich nicht gegen die staatliche Ordnung und gegen das geltende staatliche Gesetz in Widerspruch bringen durch Vernachlässigung einer Pflichterfüllung, die allen Religionsgemeinschaften obliegt und auf deren Erfüllung seitens aller Religionsgemeinschaften der Staat dringt. Es wäre auch unter keinem Gesichtspunkte eine besondere Auszeichnung, wenn der Staat, der unbedingt einen Religionsunterricht für die Jugend verlangt, mit ausdrücklichen Worten oder stillschweigend zu erkennenn gäbe, daß es ihm keinen Unterschied macht, ob ein Religionsunterricht garnicht stattfindet, oder ein Unterricht in der jüdischen Religion.

Wir bekennen ferner, daß eine der wesentlichsten Schwierigkeiten für den Staat darin bestände, den jüdischen Religionsunterricht so zu organisieren, daß er den Bedürfnissen der Juden und ihren Wünschen entspricht. Es ist kaum zu erwarten, daß wir eine jüdische Abteilung im Kultusministerium bekommen werden, nachdem es eine katholische Abteilung dort seit Jahrzehnten nicht mehr giebt; es ist demzufolge auch nicht zu erwarten, daß der Staat, dessen Beamte mit verschwindenden Ausnahmen Nichtjuden sind, den Wünschen und Bedürfnissen der Juden in Bezug auf ihren Religionsunterricht gerecht zu werden mehr als den guten Willen haben wird. Wir halten uns sogar überzeugt, und haben dafür bestimmten Anlaß, daß der Staat die Geltendmachung seines Aufsichtsrechts bisher noch verzögert hat, weil er nicht wußte und bis zur Stunde nicht weiß, wie er den jüdischen Religionsunterricht von sich aus einrichten soll, ohne entweder bei den Orthodoxen oder bei den Anorthodoxen Anstoß zu erregen und sie einer Art Gewissenszwang auszusetzen. Doch über diese Bedenken wird er hinwegkommen, weil er sonst mit sich sesbst in Widerspruch geriete, und deswegen ist es hohe Zeit, daß die Gemeinde die Hand bietet, damit die erforderlichen Einrichtungen auf's beste getroffen werden.

Auf seiten derer, die eine Einmischung des Staates, eine Geltendmachung des staatlichen Aufsichtsrechts scheuen, besorgt man vor allem, es möchte der vom Staate beaufsichtigte und angeordnete jüdische Religionsunterricht den Kindern vielfach in einem Sinne erteilt werden, der den Anschauungen der Eltern nicht zusagt.

Wir glauben, daß man die Besorgnisse, die hier gehegt werden können, übertreibt; doch sind wir weit davon entfernt, die Bedenken dieser Art unbeachtet zu lassen.

Die jüdische Gemeinde hat die gottesdienstliche Ordnung in den verschiedenen Synagogen den Wünschen und den Bedürfnissen der verschiedenen religiösen Richtungen innerhalb des Judentums angepaßt. Sie hat ebenso auf die Verschiedenheit dieser Richtungen bei der Berufung von Rabbinern Rücksicht genommen wobei sie freilich, wie in dem vorigen Artikel ausgeführt, — durch eine unsinnige, bureaukratische Anordnung die löbliche Absicht durch die Art der Ausführung vereitelt hat. Die Gemeinde könnte und müßte für die Ausbildung einer hinreichenden Anzahl von Religionslehrern sorgen beziehungsweise eine hinreichende Anzahl ausgebildeter Lehrkräfte gewinnen, welche die vom Staate erforderte Lehrfähigkeit besitzen und in Bezug auf ihre religiöse Richtung den verschiedenen innerhalb der Gemeinde vertretenen Richtungen entsprechen. In jeder Schule, sie sei städtisch oder staatlich, müßten diese Lehrkräfte, vom Staate oder von der Stadt angestellt, wirken, und überall würde es den Eltern freistehen, von diesem Religionsunterricht, wofern die religiöse Richtung des Lehrers ihnen nicht zusagt, die Kinder dispensieren zu lassen unter der Bedingung des Nachweises, daß ihre Kinder anderweitig durch einen staatlich anerkannten d. h. geprüften Lehrer Religionsunterricht erhalten. Gerade in Berlin würde es an der Auswahl nicht fehlen, würde es keine übermäßigen organisatorischen Schwierigkeiten machen, den Religionsunterricht, der in der einen Schule nach dem Sinne der Eltern nicht in der gewünschten Weise erteilt wird, durch den Religionsunterricht in einer Nachbarschule zu ersetzen.

Hiermit wäre zugleich die Beseitigung der Klage darüber erreicht, daß es dem jüdischen Religionslehrer an der nötigen Autorität den Kindern gegenüber gebricht. Keine pädagogische Kunst eines Lehrers wird im Stande sein, ihm die Autorität zu verleihen, die allein aus seiner Gleichberechtigung mit den übrigen Lehrern der Schule und aus der Gleichberechtigung des Lehrgegenstandes mit den übrigen Lehrgegenständen entspringt. Diese Gleichstellung wäre für die jüdischen Religionslehrer erlangt, sobald der jüdische Religionsunterricht jedem anderen Religionsunterricht gleichwertig, auch für die Zwecke und Ziele der Schule und für die Schulprüfung, zur Seite steht.

Die Verschiedenartigkeit der Richtungen, wir sagten es oben schon, wird meist überschätzt. Die Einfachheit unseres Dogmas — das ist der Glaube an den einzigen Gott — die unbedingte und unveränderliche Geltung unserer religiösen Moral schließt in diesen beiden wichtigsten Punkten jede Spaltung aus. Gemeinsam ist ferner allen Richtungen innerhalb des Judentums das historische Moment. Der jüdische Religionsunterricht ist zu jeder Zeit, abgesehen von

dem erwähnten Dogma und von der unveränderlichen religiösen Moral, historischen und wissenschaftlichen Inhalts gewesen, und diesen Charakter kann und soll er behalten. Wollen Eltern für ihre Kinder über diesen Rahmen hinausgehen, so bleibt ihnen unbenommen, dies in häuslicher oder privater Anleitung zu thun.

Welche organisatorischen Aenderungen hierbei für die Gemeinde empfehlenswert wären, sei in einem folgenden Kapitel dargelegt.

Die Judendebatte im Reichstage.

Ein Stimmungsbild.

Am 6. März haben die antisemitischen Hexengeister im Reichstage seit langer Zeit sich einmal wieder nach Kräften ausgetobt. Die Herren Konservativen, denen durch ihre nur allzu gelehrigen antisemitischen Schüler eine scharfe Konkurrenz gemacht wird, glaubten es ihren Wählern schuldig zu sein, einmal zu zeigen, daß auch sie praktische Antisemiten sind. Und so brachten sie denn einen Antrag ein, der die Regierung auffordert, für die Zukunft jede Einwanderung von Juden aus andern Ländern (gemeint sind natürlich die östlichen Reiche Europas, denn englische und französische Juden tragen wenig Verlangen, in Deutschland den Antisemitismus an der Quelle zu studieren) zu verbieten. Die „reinen" Antisemiten durften natürlich nicht zurückbleiben, und so brachten sie denn einen Antrag ein, der den konservativen Antrag noch übertrumpfte, indem er nebst dem Verbot jüdischer Einwanderung auch alle augenblicklich in Deutschland lebenden nicht naturalisierten Juden ausweisen will. Die deutschen Juden hätte man auch gerne ausgewiesen, aber nicht zu viel auf ein Mal, mochten die Herren wohl denken, geht jener Antrag erst durch, wird sich das andre schon finden. Und wo alles haßt, kann Karl allein nicht lieben, möchten wir das bekannte Schillersche Zitat umändern, — noch ein dritter Antrag war eingelaufen, unterzeichnet von Freikonservativen und Nationalliberalen, wie gewöhnlich, nicht Fisch noch Fleisch, hindurch gondelnd zwischen Extremen, nur damit es nicht heißen soll, jene Herren hätten im Augenblicke der drohenden Judengefahr das Vaterland schmählich im Stiche gelassen. Dieser Antrag vermeidet den Ausdruck „Juden" und will nur im allgemeinen eine Erschwerung der Naturalisation.

Auf den Tribünen drängte sich ein zahlreiches Publikum. Beide sich sonst so schroff befehdenden Parteien, Juden und Antisemiten saßen in bunter Reihe friedlich nebeneinander. Das hohe Haus selber war besser besucht als in den letzten Wochen, sogar beschlußfähig, keineswegs aber so zahlreich besucht, wie man es eigentlich angesichts des vorliegenden Gegenstandes erwartet hatte. Die Debatten im einzelnen sind ja durch die Tagesblätter bekannt geworden. Es wurde durch dieselben ausdrücklich bestätigt, daß man es eigentlich nicht so sehr auf die paar armen Teufel abgesehen hatte, die aus Rußland, Polen und Galizien zu uns kommen, sondern daß man eine Judendebatte im großen Stile entfesseln wollte; und die Juden im allgemeinen, die deutschen Juden im besondern waren es, auf die man losschlug.

Der erste Redner des Tages war der nationalliberale Abgeordnete, Professor Hasse aus Leipzig. Der Herr hat bei der letzten Wahlkampagne stets antisemitische Neigungen an den Tag gelegt und damit bewiesen; wohin jene Partei gekommen ist, die einst einen Lasker und Bamberger zu ihren stolzesten Zierden zählte. Der Herr Professor sprach für den von ihm eingebrachten Antrag, jedoch viel weniger antisemitisch als man erwartet hatte. Eine hervorragende Leistung war es aber trotzdem nicht.

Nach ihm kam Herr Rickert zu Wort. Herr Rickert ist wohl der beweglichste, nervöseste, reizbarste Redner des Hauses; er polemisiert mit Vorliebe nach der rechten Seite des Hauses hin, apostrophiert seinen Gegner persönlich, geht auf jeden Zwischenruf auf der Stelle ein, und provoziert dadurch wiederum die Gegner. Dieses Mal war der Herr Abgeordnete jedoch ganz gegen seine Gewohnheit auffallend ruhig. Auch die Konservativen und Antisemiten, die Herrn Rickerts Reden sonst gern mit allerhand höhnischen Zwischenrufen zu unterbrechen sich bemühen, verharrten in stummem Schweigen. Der Redner hielt sich streng an die Sache. Auf die allgemeinen antisemitischen Redensarten ging er weiter nicht ein, er packte, wie man zu sagen pflegt, den Stier bei den Hörnern, und widerlegte mit gewohnter Sachkunde und Gründlichkeit die judenhetzerischen Tiraden von der jüdischen Massen-einwanderung.

Herrn Rickerts Rede hatte sofort den Erfolg, daß der Herr Staatssekretär von Bötticher in die Debatte eingriff, da der Vorredner auf die bestehenden Verträge hingewiesen hatte mit dem Bemerken, daß die vorliegenden Anträge damit unvereinbar wären. Der Herr Staatssekretär trat sehr vorsichtig auf, jedes Wort schien genau abgewogen zu sein. Der Bundesrat hat über die Sache noch nicht verhandelt, folglich kann der Herr Minister noch nicht wissen, wie die Stimmung in der Regierung ist. Darin jedoch mußte Herr von Bötticher dem Abgeordneten Rickert Recht geben, daß mit den abgeschlossenen Handelsverträgen jedes Verbot der Niederlassung für irgend welche Angehörige irgend welcher Konfession nicht zu vereinigen sei.

Unter atemloser Spannung gelangte nunmehr Herr Dr. Lieber als Vertreter des Zentrums zum Wort. Denn auf das Zentrum kommt es jetzt an im Reichtage in dieser Frage wie bei jeder andern. Und Herr Dr. Lieber ist so recht dazu geschaffen, im Namen einer großen Partei zu sprechen. Herr Dr. Lieber ist wohl der langsamste Redner des Hauses, jedes Wort, jede Silbe wird stark prononziert vorgetragen, dabei steht ihm ein gewisses feierliches Pathos zu Gebote, wie es im allgemeinen in deutschen Parlamenten selten in die Erscheinung tritt. Und sehr bald zeigte es sich, daß von dieser Seite für die Antisemiten nichts zu hoffen ist. Der Redner ist durchaus nicht übertrieben philosemitisch gesinnt, wie auch an verschiedenen Stellen deutlich zu bemerken war. Aber ein hoher Sinn für Gerechtigkeit zeichnet ihn rühmlich aus. Mit großem Nachdruck betonte der Vertreter des Zentrums, daß eine Partei, die so schwer durch konfessionelle Hetze gelitten, nie und nimmer ihre Hand dazu bieten werde, andere zu unterdrücken. Die rechte Seite des Hauses bekam manch bittere Pille zu schlucken, die sie lautlos hinunterwürgen mußte.

Die Stimmung wurde allmählich belebter. „Das Wort hat der Herr Abgeordnete Freiherr von Langen", verkündete der Präsident. Aber der verehrte Herr war nicht zur Stelle, er nahm grade am Buffet eine kleine Herzensstärkung zu sich, um gerüstet zu sein zur großen Judenschlacht. Seine Freunde holten ihn herbei und im Laufschritt stürmte er zur Tribüne. Herr von Langen tauchte seinen Pinsel in das schwärzeste Schwarz, die alten, bereits hundertmal

wiederlegten, aus der Kriminalstatistik entnommenen Vorwürfe gegen die Juden mußten wieder in Parade aufmarschieren. Herr von Langen versprach alsdann, seine Gegner im einzelnen zu widerlegen, und bewies, daß er nicht ohne Erfolg bei den Antisemiten in die Schule gegangen. Er nahm jedesmal, wenn er sich anschickte, einen Gegner abzuthun, einen gewaltigen Anlauf, regelmäßig aber verfiel er alsdann in die plattesten Absurditäten und Trivialitäten. Kalauer vom ehrwürdigsten Alter, Witzelein der ödesten Art, Anekdoten und Schauermärchen, die bald ein Jahrhundert alt sein dürften, mußten die krasse Gedankenarmut notdürftig verbrämen. Der Reichstag selber ließ diesen Erguß mit Gelassenheit über sich ergehen.

Der Abgeordnete Dr. Hermes als nächstfolgender Redner hatte schwer mit der Unaufmerksamkeit des Hauses zu kämpfen. Allgemein hatte man erwartet, daß Eugen Richter sprechen werde. Herr Dr. Hermes ging mit den Antisemiten scharf ins Gericht, er bezeichnete es als eine Sünde und Schande, daß die Tribüne des Reichstages durch solche Auslassungen mißbraucht werde und wurde daher vom Präsidenten unterbrochen. Im übrigen konnte auch er dem unerquicklichen Thema keine neuen Seiten abgewinnen.

Mittlerweile waren am Präsidententische mehere Anträge eingelaufen. Der eine beantragte den Uebergang zur Tagesordnung inbetreff des antisemitischen Antrages, der andere den Schluß der Debatte über den konservativen Antrag. Für die Anträge sprach der Abgeordnete Eugen Richter mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit, gegen dieselben der Antisemit Dr. Förster mit seinem unnartürlichen, gespreizten Pathos. Der Uebergang zur Tagesordnung wurde angenommen, der Schluß der Debatte dagegen abgelehnt. Zu später Stunde bestieg dann noch Ahlwardt die Tribüne. Er war während des ganzen Verlaufes der Sitzung im Saale unruhig herumgelaufen, bald sah man ihn beim Schriftführer die Rednerliste einsehen, bald stand er im Gespräch mit Freiherrn von Langen, bald mit — Herrn Singer. Falls es also in Zukunft heißen sollte, daß auch Ahlwardt bereits von der Verjudung ergriffen, so weiß man wenigstens, wer daran die Schuld trägt. Wer eine Ahlwardtsche Rede gehört hat, kennt sie alle. Auch diese Rede war ein Extrakt aus einigen Dutzend Volksversammlungen mit einem Schuß Bundschuhprogramm dazwischen. Unflätige Beschimpfungen, wie Gesindel, Cholerabazillen, Raubtiere u. s. w. gingen ungerügt durch, und wurden von schallender Heiterkeit begleitet.

Als Ahlwardt geendet, sprach Richter in scharfer Form und mit vor Erregung zitternder Stimme sein Bedauern aus, daß solche Dinge ohne Korrektur des Präsidenten ausgesprochen werden konnten.

Im Tone höchster Gereiztheit verbat sich darauf Herr von Levetzow jede Kritik seiner Geschäftsordnung, und die rechte Seite des Hauses rief dazu Bravo. Auch die antisemitischen Bühnenbesucher glaubten durch lebhaftes Applaudieren ihren Gefühlen Ausdruck geben zu müssen, umsomehr, als ihnen dieser Genuß ausnahmsweise nichts kostete. (Entree wird nämlich im Reichstage nicht erhoben).

Damit war der Spaß zu Ende. In namentlicher Abstimmung wurde der konservative Antrag mit 167 gegen 51 Stimmen abgelehnt. Den Herren Antragstellern muß die ganze Geschichte wohl nicht wichtig genug erschienen sein, denn mehr als die Hälfte von ihnen fehlte. Und damit der Humor auch zu seinem Rechte kommen sollte, glänzten auch die Herren Dr. Böckel, Ahlwardt und Liebermann von Sonnenberg durch Abwesenheit.

Die Antisemiten und die Statistik.

Wir lesen in der Berliner „Volks-Zeitung:

Die Katze kann das Mausen nicht lassen! Wiederholt ist die Unhaltbarkeit der antisemitischen Behauptungen haarscharf bewiesen worden, sobald sie sich über das Niveau der gewöhnlichen Fischweiber-Schimpfworte zu heben versuchten und einen statistisch-exakten Beweis antreten wollten. Das steht urkundlich fest für alle, die lesen können, welcher politischen Richtung sie auch sonst huldigen mögen.

Allein was verschlägt das den Herren? Aufgefordert, für den Antrag bezüglich des Einwanderungsverbotes auswärtiger Juden statistisches Material beizubringen, antwortete Herr v. Langen damit, daß er Beweise für die Schlechtigkeit der deutschen Staatsbürger jüdischer Konfession zu erbringen versuchte, obwohl dieses Thema am Mittwoch nur durch die höchst sonderbare Geschäftsführung Herrn v. Levetzow's überhaupt behandelt werden durfte.

Obwohl also diese Zahlen an sich für den am Mittwoch beseitigten Antrag nichts beweisen können, gehen wir doch darauf ein, um wieder einmal zu zeigen, was es mit der „Statistik" der Antisemiten auf sich hat.

Der ganze Irrtum — um es milde zu bezeichnen — besteht darin, daß die Kriminalstatistik, um Schlüsse zu gestatten, nicht blos den Prozentanteil der betreffenden Konfession in der Bevölkerung vergleichen darf mit dem prozentualen Anteil der verurteilten, sondern fragen muß nach der prozentualen Verteilung der bezüglichen Konfession über die verschiedenen Berufsklassen hin. Denn das sollte doch auch einem Antisemiten klar sein, daß der letztere Umstand geradezu das Entscheidende für die Kriminalität ist.

Um diesen Satz durch ein praktisches Beispiel zu erläutern nehmen wir die Kriminalstatistik Berlins für die Jahre 1891 und 1892 zur Hand. Das ist insofern ein günstiges Feld für die Herren Antisemiten, als sie ja diese Stadt als „total verjudet" auch von der Tribüne des Reichstages bezeichneten. Es ist aber auch hier möglich, nach der Bevölkerungszählung von 1890 die Anteile der konfessionellen Gruppen an den Berufszweigen statistisch zu erfassen (vergl. Stat. Jahrbuch der Stadt Berlin, Jahrg. XVI./XVII. 1893, S. 25.)

Nun waren in den Jahren 1891 und 1892 unter den Berliner Verurteilten: Evangelische 85,55 bezw. 84,01 pCt.; Katholiken 10,93 bew. 11,31; andere Christen 0,20 bezw. 0,50; Juden 3,05 bezw. 3,23 pCt.*) Dagegen waren nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 von der Berliner Bevölkerung 85,69 pCt. evangelisch, 8,55 katholisch, 0,68 andere Christen, 5,02 pCt. Juden. Wenn man also diese Zahlen als Gradmesser betrachtet, so wären gerade die Juden außerordentlich begünstigt und die Katholiken arg belastet. Das ist natürlich irrig, besonders aus dem oben angeführten Grunde, dem übrigens noch andere zur Seite treten.

Gehen wir aber nun näher auf die einzelnen Arten der Verurteilungen ein, wie dies auch die Antisemiten gezwungener Weise thun, da mit der Gesamtkriminalität nun einmal kein Geschäft zu machen ist, so ergiebt sich folgendes Resultat: die jüdische Bevölkerung Berlins ist höher, als ihr prozentualer Anteil an der gesamten Kriminalistik beteiligt an folgenden Verbrechen und Vergehen: Zuwiderhandlung gegen die Vorschriften über die Beschäftigung von Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern (35,13 bezw. 50 pCt.), Vergehen gegen das geistige Eigentum (35,29 bezw. 37,63 pCt.)

*) Stat. Jahrb. der Stadt Berlin, XXX. Jahr. 1894, S. 348.

Bankerott (35,72 bezw. 21,13 pCt.), Verletzung der Wehrpflicht (7,44 bezw. 8,23 pCt.), übrige Verbrechen und Vergehen gegen das Eigentum (7,85 bezw. 8,23 pCt.), Beleidigung (6,09 bezw. 5,35 pCt.), Betrug und Untreue (6,73 bezw. 6,93 pCt.) Urkundenfälschung (4,96 bezw. 6,59 pCt.) Die drei letzten Kategorien erheben sich wenig über den Durchschnitt.

Wie verteilen sich nun aber die Berufszweige innerhalb jeder Konfession? Darüber geben die Ziffern von 1890 Anhaltspunkte, die für das Reich fehlen. Während die Juden 5 pCt. der gesamten Bevölkerung Berlins ausmachen, sind 22,5 pCt. der Handelstreibenden jüdischer Konfession. Dieser wird noch ein erheblicher Bruchteil der Rentiers zuzuzählen sein. Vom Hausiergewerbe sind 11,5 pCt. — weniger wohl, als auch die Antisemiten erwarteten — Juden. Wenn wir nun weiter berücksichtigen, daß u. a. folgende erheblicher das allgemeine Verhältnis übersteigende Bruchteile an jüdischen Berufsgenossen in folgenden Branchen ermittelt wurden: Textilindustrie (9,6 pCt.), Chemische Industrie (8,8 pCt.), Litteratur (7,8 pCt. des betreffenden Bevölkerungsteiles) — so fallen alle Schlüsse der Herren Antisemiten in nichts zusammen. Die Kriminalitätsziffern ergeben das simple Resultat, daß die Verbrechen am meisten begangen wurden, welche dem betreffenden Berufszweige eigentümliche und naheliegende waren. Also dem Handelsstande Bankerott 2c., den Industriellen Vergehen gegen die arbeiterschützenden Bestimmungen der Gewerbe-Ordnung, der Litteratur Vergehen gegen das geistige Eigentum. Die Verletzung der Wehrpflicht, welche übrigens bei den Katholiken um das Dreifache höher ist, beruht im wesentlichen auf der Auswanderung, und die etwas höhere Ziffer bei der Beleidigung zum erheblichen Teil gerade auf der antisemitischen Agitation. Und genau so wird es bei der Kriminalstatistik des Reiches sich verhalten.

Nein, verehrte Herren Antisemiten, Statistik ist nicht eine so leichte Sache, wie sie sich die Dilettanten vorstellen. Wollen die Herren außer bei ihren gläubigen, urteilslosen Hörern in der Oeffentlichkeit statt allgemeiner Wendungen statistisch-exakte Beweise erbringen — jedem Freunde der Wahrheit und Wohlfahrt unseres Volkes kann das nur willkommen sein. Aber nicht Haß, nicht blinde Leidenschaft, nicht Vorurteil regieren in dem Reiche dieser Wissenschaft. Und ohne diese Requisiten — wo wäre da der ganze Antisemitismus, diese geistige Krankheit dieses Jahrhunderts?

Die Leitsätze des D.-I. G.-B.

für den Verband der israelitischen Lehrer-Vereine Deutschlands.

Besprochen von A. Peritz-Königsberg,

Mitglied der Schulinspektion der Synagogen-Gemeinden Ostpreußens.

Der Entschluß des D.-I. G.-B., dem allseitigen Wunsche der jüdischen Lehrerschaft Deutschlands nach einer allgemeinen Vereinigung durch geeignete, vorbereitende Schritte zur Verwirklichung zu helfen, wird in allen jüd. Lehrerherzen eine dankbare und freudige Aufnahme und eine begeisterte Zustimmung finden, bietet sich uns doch damit eine glückliche Lösung der Verwirrung, die durch die verschiedensten Gründungsprojekte dieser Art hervorgerufen worden und der Begeisterung für die Idee eines allgemeinen Bundes bereits Abbruch zu thun begonnen hat.

Unter der weisen und eine unparteiische Förderung aller großen, das Gesamtjudentum berührenden Interessen verbürgenden Leitung des D.-I. G.-B. werden sich die widerstreitenden Meinungen der jüd. Lehrerschaft über Zweck, Aufgabe und Organisation des zu begründenden Bundes leichter auflösen und die zur Zeit noch im Vordergrunde der Bewegung stehenden persönlichen Interessen den höheren, sachlichen, auf die Hebung und Förderung des Gesamtjudentums hinzielenden Aufgaben unterordnen. Die Beteiligung des D.-I. G.-B. an unseren Bestrebungen wird ohne Zweifel überall als eine sichere Bürgschaft dafür aufgefaßt werden, daß wir nur gemeinnützige, der Schule und dem Judentum zum Heile gereichende Ziele verfolgen und uns dadurch besonders in den Kreisen der Gemeinde-Vertretungen zahlreiche Freunde gewinnen, die bereit sind, den Arbeiten der Lehrer-Vereine zum Segen der Schule auch praktische Bedeutung zu verschaffen. —

Die rückhaltlose Zustimmung zu dem dankenswerten Anerbieten des D.-I. G.-B. kann uns aber nicht davon abhalten, gegen einzelne Bestimmungen der von demselben veröffentlichten Leitsätze, die, unserer Meinung nach, der Ab- und Ansichten der Majorität der jüd. Lehrerschaft zuwiderlaufen, öffentlich Widerspruch zu erheben. Im übrigen glauben wir damit auch dem Zwecke der rechtzeitigen Veröffentlichung der Leitsätze zu entsprechen, der doch kein anderer sein kann, als die jüd. Lehrerschaft über gewisse Hauptpunkte der Organisation zu sondieren, um dann in Gemeinschaft mit den Delegierten der Lehrer-Vereine ein Statut zu entwerfen, das in allen wichtigen Fragen der Meinung der gesamten Lehrerschaft Ausdruck giebt.

Das erste und schwerwiegendste Bedenken erweckt in uns der in den Leitsätzen zum Ausdruck gebrachte Gegensatz zwischen seminaristisch gebildeten Lehrern und Lehrern mit autodidaktischem Können. Der Verband, der eine Vereinigung aller bestehenden jüd. Lehrervereine sein will, darf in sein Statut eine solche Bestimmung unmöglich aufnehmen, weil die Statuten der Einzelvereine diese Unterscheidung nicht kennen und er damit ohne Berechtigung in das Selbstbestimmungsrecht derselben eingreift, was grundsätzlich ausgeschlossen bleiben muß.

Welche praktische Folgen eine solche Bestimmung unter den gegenwärtigen Verhältnissen haben kann, zeigt am besten das Beispiel des Vereins der jüd. Lehrer Ostpreußens, der unter seinen ca. 50 Mitgliedern nicht zehn seminaristisch geprüfte Lehrer zählt, also nach den Leitsätzen trotz seiner nummerischen Größe kein Recht auf selbständige Vertretung in der Delegierten-Versammlung hat. Es ist uns damit, wenn wir der Würde unseres Vereines nichts vergeben wollen, geradezu unmöglich gemacht, dem Verbande beizutreten, was wir im beiderseitigen Interesse bedauern müssen.

Wir können uns zu solchem Opfer an unserer Selbstachtung um so weniger entschließen, als uns der Grundsatz, die nichtseminaristischen Lehrer in unserer Vereinigung von gewissen Rechten auszuschließen, sie also zu Kollegen zweiter Klasse zu stempeln, mit dem obersten Zwecke unserer Vereinigung, der Förderung des Gesamtjudentums durch Hebung der jüd. Schulen und Besserung der Stellung ihrer Lehrer, nicht vereinbar erscheint.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Lehrer-Vereine die wichtigsten Hilfsmittel für die Fortbildung der Lehrer, die Förderung ihrer Berufsfreudigkeit, die Stärkung und Hebung ihrer moralischen Haltung und die Entwickelung ihres metho-

dischen Könnens bilden. Ist die Beteiligung an denselben für den fachmännisch vorgebildeten Lehrer äußerst nützlich, so ist sie für den autodidaktisch gebildeten Kollegen geradezu unentbehrlich. Der erstere nimmt die Anregung zu seiner methodischen und sittlichen Weiterbildung als wertvollsten Ertrag seiner Seminararbeit mit ins Amt; der letztere soll sie erst aus dem Verkehr mit den Kollegen, also aus den Arbeiten im Vereine gewinnen. Verschließen wir ihm nun durch eine beleidigende Mißachtung seiner Person diese Gelegenheit, so haben wir nicht nur ihm, sondern auch seiner Schule und damit den Interessen des Judentums großen Schaden zugefügt.

Der Wunsch und das Streben, allen jüd. Religionsschulen zu fachmännisch vorgebildeten Lehrern zu verhelfen, er bleibt durch solche kollegialische Behandlung unberührt. Das Ignorieren der Person dieser Art Lehrer entfernt sie nicht aus ihrem Amte, erschwert ihnen höchstens ihren an sich schon nicht leichten Beruf noch mehr. Die Frage, wie die kleineren Gemeinden mit besseren Beamten, speziell mit besseren Lehrern für ihre Kinder zu versehen sind, erledigt sich nicht so leicht wie manche meinen, daß man für den gegenwärtigen Kultusbeamten mit fünferlei Würden einfach den seminaristisch gebildeten Lehrer einsetzt. Dazu bedarf es unserer Meinung nach außer der Regelung der materiellen Seite noch einer entsprechenden Reorganisation unserer Lehrerseminare oder vielleicht gar besonderer Gründungen für diesen Zweck: — alles Voraussetzungen, die eine Lösung der Frage erst in der Zukunft erwarten lassen.

Es bleibt uns aber auch unverständlich, welchen Nachteil die rechtliche Gleichstellung der beiden Kategorien von Lehrern für die Verbindung nach sich ziehen könnte. Der maßgebende Einfluß der seminaristischen Lehrer auf den Gang der Verhandlungen in den Einzelvereinen, er ist im allgemeinen ein so unbestrittener, und die Zurückhaltung der anderen, besonders in Fragen des Unterrichts, eine so selbstverständliche, daß wir auch durch die Reservierung gewisser Rechte für die seminaristischen Lehrer keinen neuen Vorteil zu gewinnen vermöchten. Und wenn doch einmal ein nicht geprüfter Lehrer einflußreiche Stellung im Vereine gewinnt, so darf das am ehesten als ein Beweis seiner besonderen Intelligenz und seines Verständnisses für alle Angelegenheiten der Schule gelten. Solch einem Kollegen sein Recht auf Mitwirkung bei der Leitung des Verbandes streitig machen, hieße dem Verbande einen selbstischen Charakter zu Gunsten der seminaristisch geprüften Lehrer aufdrücken. Damit wäre aber seine Bedeutung als Einigungs- und Sammelpunkt, als Vertretung der gesamten jüd. Lehrerschaft verneint, der uns allen bei der Vereinigung vorschwebende Zweck verfehlt und die Lehrerschaft in eine gefahrbringende Spaltung von fachmännisch und autodidaktisch vorgebildeten Lehrern hineingedrängt. Die widerstreitenden persönlichen Interessen beider Kategorien von Lehrern werden in den gesonderten Vereinen in den Vordergrund gerückt und dadurch eine Feindschaft zwischen beiden gezüchtigt, die sich in den Gemeinden, in welchen sie zusammen zu arbeiten berufen sind, fortpflanzen und beiden, vor allem aber den durch sie verwalteten allgemeinen Interessen zum Schaden gereichen wird. —

Unsere sonstigen Einwände gegen die „Leitsätze" beanspruchen dem gegenüber nur geringere Bedeutung. Sie sind nicht prinzipieller Natur, sondern nur der Ausdruck gegenteiliger Meinung, Ergänzungen und persönliche Vorschläge. Wir geben sie darum kurz im Anschluß an drei allgemeine Sätze, die uns als die notwendigen leitenden Grundsätze des Bundesstatuts erscheinen.

I. Das Statut muß den unzweideutigen Willensausdruck und die volle Freiheit der Willensentschließung der Majorität der jüd. Lehrerschaft in allen wichtigen Beschlüssen ermöglichen.

Dem entsprechend müssen alle für die innere und äußere Gestaltung des Verbandes grundlegenden Beschlüsse durch die Delegierten-Versammlung erfolgen. Im Sinne dieser Beschlüsse hat der Verbandsvorstand den Verband zu leiten und nach der Anweisung des letzteren der geschäftsführende Ausschuß die laufenden Geschäfte zu erledigen.

Bezüglich der Wahlen zu der Delegierten-Versammlung und zum Verbandsvorstand giebt das Statut nur die Maßzahlen an, nach welchen jeder Einzelverein die Anzahl der ihm zustehenden Deputierten berechnen kann. Das Statut enthält sich dagegen aller Anweisungen über die Person des zu wählenden wie über den Modus der Wahl. Um jedem Einzelverein seinen Einfluß auf die Leitung der Verbands-Angelegenheiten zu sichern, dürfte es sich empfehlen, denselben in jedem Falle, also ohne Rücksicht auf die Anzahl der Mitglieder, zur Entsendung eines Deputierten zur Delegierten-Versammlung und vielleicht auch zum Verbands-Vorstande zu gewähren.

Der Sitz des geschäftsführenden Ausschusses wird durch die Delegierten-Versammlung für eine Wahlperiode bestimmt. Die Wahl der Mitglieder derselben geschieht durch den Zweigverein, dem der erwählte Ort zugehört, aus der Zahl der daselbst oder in der Nähe wohnenden Vereinskollegen.

Die dem D.-J. G.-B. auf Grund seines jährlichen Zuschusses zu den Verwaltungskosten zu gewährenden Rechte dürfen die Durchführung des oben genannten Grundsatzes nicht gefährden.

II. Das Statut muß die Selbständigkeit der Einzelvereine im Rahmen des Verbandszweckes unangetastet lassen.

Darum darf es keinerlei Bedingungen über die Organisation, räumliche Begrenzung, Verwaltung der Vereinsgelder, Bedingungen für die Aufnahme der einzelnen Mitglieder, über den Umfang ihrer Rechte, den Modus der Wahlen u. a. m. enthalten, vielmehr muß alles dieses der Selbstbestimmung der Einzelvereine vorbehalten bleiben.

Eine Reservierung von besonderen Rechten für eine einzelne Kategorie von Lehrern, z. B. für seminaristische Lehrer ist demnach eventuell nur den Einzelvereinen gestattet.

III. Das Statut muß durch die für den Verband aufgestellten Zwecke und Einzel-Aufgaben die Einheit der jüdischen Lehrerschaft zu fördern suchen.

Danach kann der gemeinsame Zweck aller jüdischen Lehrer-Vereine, nämlich die Förderung des Judentums durch Hebung der jüdischen Schulen (Religions- und Volksschulen) sowie durch Förderung der geistigen und materiellen Interessen ihrer Lehrer, allein nur der oberste Zweck des Verbandes sein.

Der Verband muß bei seinen Bestrebungen immer das gesamte jüdische Schulwesen im Auge haben und darf einzelnen Schulgattungen nur soweit eine Förderung zu teil werden lassen, als dies dem Ganzen zu gute kommt. Desgleichen darf er nur die gemeinsamen Interessen aller jüdischen Lehrer, nicht die einzelner Kategorien derselben unterstützen.

Für die genannten Zwecke dürften besonders geeignet erscheinen Bestrebungen

a) zum Zwecke einer einheitlichen und besseren inneren Organisation der jüdischen Schulen,

b) behufs gesetzlicher Regelung des jüdischen Schulwesens,

c) behufs allgemeiner Durchführung der Erfordernis fachmännischer Vorbildung für die Verwendung als Lehrer an Religionsschulen. Das Ziel braucht nicht unbedingt eine Vorbildung als Elementarlehrer zu fordern und schließt auch eine humane Rücksichtnahme und kollegialische Behandlung der bereits im Amt befindlichen Lehrer mit autodidaktischem Können nicht aus,

d) für Zwecke der methodischen und jüdisch-wissenschaftlichen Fortbildung der Lehrer, sowie

e) für die Besserung ihrer sozialen und materiellen Verhältnisse.

Es ist nicht zu erwarten, daß durch die vorbereitenden Arbeiten der Delegierten die Wünsche aller Lehrer erfüllt, jede einzelne Ansicht Berücksichtigung erfahren wird. Wir werden am Ende vielleicht ein Werk zustande gebracht sehen, dem das Unfertige, Unvollkommene und Eilige noch überall anhaftet. Das ist die Signatur aller Erstlingsarbeiten. Nur eines wollen wir unter keinen Umständen daran vermissen: Den Geist der Liebe und der Brüderlichkeit, der nichts für sich allein erstrebt, sein höchstes Glück nur in der Förderung der Gesamtheit sieht, und in allem mit dem Worte des Dichters zu uns spricht:

„Unsere Arbeit auf den Schanzen,
Sie gilt dem allgemeinen Heil.
Getrost der Zukunft drum entgegen
Gehn wir geschlossen zum Verein,
Und was sie bringt an Glück und Segen,
Das soll für **alle** Lehrer sein.“ —

Die Israelitische Volksküche in Berlin.

Von Dr. Max Bauer.

Vor einigen Tagen brachte der Briefträger mir — wie gewöhnlich — den in diesem Winter etwas allzu anspruchsvollen Morgengruß meiner humanitären Tagesordnung, die üblichen 6 — 8 Schmerzensbriefe der Not, des Elends, der Krankheiten, der Arbeitslosigkeit mit dem ganzen Gefolge des Jammers, an dem der Indifferentismus gar häufig noch kälter vorüberzieht, als dieser Winter es leider gethan. . . . Die besonders drängende und dringende Form eines Notschreies aus der Prinzenallee fiel mir auf. Ich kreuzte den Brief an, denn das Portemonnaie hat einen — Boden, und legte ihn auf eine bevorzugte Ecke des Schreibtisches. Gegen Abend kam ein ebenso edeldenkender, als herzenswarmer Freund, mit mir ernste Fragen der praktischen Humanität zu beraten. Beim Abschied gab ich ihm besagten Brief, mit der Bitte, seine opferbereite Gattin möge die Winterfahrt nach „da draußen“ wagen und die Not sechs halberfrorener und hungernder Kinder prüfen. Der Mann mit dem warmen Herzen nickte und ging — es giebt noch solche Menschen, wenn sie auch selten sind! — direkt von mir durch Schnee und Nacht an die Unheilstätte. Er fand, prüfend und forschend, gute, unverdient unglückliche, beispiellos arme Leute, der Mann ohne Arbeit, die Kinder hungrig und krank, — mit einem Worte das ganze Elend des Nordostens der Residenz. Wozu soll ich es schildern? Etwa um Mitgefühl zu erwecken? Nein. Ich will dieselbe Absicht auf einem anderen, dem Leser und mir selbst sympathischeren Wege erreichen, — darum kurz zur Sache.

Am anderen Morgen hatte ich bereits den freundwilligen Bericht. Um 10 Uhr hatte die Mutter schon fünf Mark und eine Karte im Hause, wonach sie sich in der von Herrn Hermann Abraham gegründeten Israelitischen Volksküche mit dessen Genehmigung Essen für ihre sechs Kinder (— nur eine Mutter hungernder Kinder weiß und begreift, was das sagen will!) auf 4 Wochen holen lassen dürfe. — Auf meine anspruchslose Visitenkarte hin hatte Hr. Abraham diese Erlaubnis gegeben. Das humanitäre Entgegenkommen hatte mir imponiert, denn ich habe als ein alter Standartenträger des „Roten Kreuzes“*) in Reih' und Glied zwischen der wahren Barmherzigkeit, die ebenso selbstlos, wie konfessionslos ist, und der ostensiblen „Mache“, die bei aller Bravheit doch zuweilen ein wenig das geliebte „Ich“ dramatisch in Szene zu setzen weiß, ziemlich genau zu unterscheiden gelernt. Ich gehöre zu den unbequemen „kundigen Thebanern“ der unverfälschten praktischen Milde und Hilfsbereitschaft, die nicht in Lackstiefeln und Glacéhandschuhen, sondern kritisch am Feuerheerd steht — sowohl hier am Küchenheerde, als draußen im Biwak am Kantinenkessel — und in die Töpfe guckt — zuweilen auch in die Herzen. . . Solche Topfgucker sind nicht immer angenehm, denn sie spüren manchmal heraus, daß auch die Herzen — — hermetisch verschlossene Deckel haben. . . .

Ich bat um Erlaubnis, eine Mittagstunde in der mir bis dahin total unbekannten Volksküche verweilen zu dürfen. Sie wurde nicht nur erteilt, sondern Frau und Herr Abraham empfingen und belehrten mich mit einer so zum Herzen sprechenden Liebenswürdigkeit, daß ich eine Stunde befriedigenden, ja beglückenden Gefühls erlebte, die mich einmal ausnahmsweise wieder aus dem nüchternen Getriebe dieses abhetzenden, atemlosen Kampfes der schroffen Gegensätze aufwärts trug zu jenen lichten Höhen meiner Ideale, in denen man nicht Christen, nicht Juden, sondern nur Menschen kennt, Menschen mit guten, opferfreudigen Gesinnungen, und die Akkorde reiner Harmonieen in der Mozartschen Hymne zusammenströmen:

„Wen solche Lehren nicht erfreu'n,
Verdienet nicht, ein Mensch zu sein!“

Da man mir den praktischen, festen und haltbaren Stab in die Hand gab, zu solchen Höhen aufzusteigen, so will ich auch nur praktischen Sinnes über meine Herzens-Erholungsstunde in der Israelitischen Volksküche quittieren.

Das Hermann Abraham'sche Ehepaar ist der intellektuelle Urheber, der Geist, das Herz und die Hand eines in der formvollendetsten Tragweite des Wortes und seiner Bedeutung humanitären Unternehmens. Hier klügeln und debattieren nicht zehn wohlweise Comités mit allen möglichen und unmöglichen „Wenns“ und „Abers“, sondern die Praxis eines vorurteilsfreien und erfahrenen Kopfes und Herzens kauft zunächst ein, — billig ein. Etwa fünfzig bis sechzig Damen schenken der Israelitischen Volksküche ihre Gunst und ihre persönliche Arbeit in geregelten Stunden. Die Einrichtung ist die bekannte — alles sauber, überlegt und sorglich praktisch, einladend und anheimelnd. Die Leute treten — täglich etwa 1200 Menschen — ein, geben die ihnen durch die Verwaltung der Anstalt oder durch wohlthätige Familien, Armenvorsteher u. a. m. gewordenen Speise-Berechtigungskarten ab, oder zahlen 10 Pfennige und

*) Der Herr Verfasser ist Nichtjude, seines Zeichens Rittergutsbesitzer, Vorstandsmitglied des „Vaterländischen Frauenvereins“ und Begründer und Leiter der Zeitschrift für Sanitäts-Pflege, Rettungs-, Armen- und Krankenwesen „Das Rote Kreuz.“ Red.

erhalten dafür einen weißen Porzellannapf mit einem vorzüglich mundenden, nahrhaft gekochten Essen. Junge Mädchen, selbst eine Greisin, sind in unaufhörlich anstrengender Bedienung thätig. Frau Abraham und abwechselnd ihr Gatte überwachen die Akkuratesse des Ganzen, die Ordnung, Reinlichkeit, und entscheiden jene selbstredend jeden Augenblick auftretenden Fragen, in den sowohl die Karte, als der Nickel fehlt. Unter allen Umständen wird der Bittende, gleichgiltig, ob er es verdient oder irgendwie beanspruchen darf, gespeist und so geht der Hauch des Friedens und der Dankbarkeit durch diese fünf oder sechs Räume, in denen große Tafeln stehen — dieser beglückende Hauch, von dem unser Leben da draußen so wenig Kunde und Beglaubigung giebt — — —.

Hervorragend interessieren noch zwei Punkte: Einmal, daß selbst hier, wo doch die Armut und die Not als Gäste sitzen, immerhin ein gewisser Klassenunterschied — vielleicht nur der der Bildung, den ich anerkenne, ein soziales Vorrecht, wenn ich so sagen darf, — sich zeigt. In zwei von den größeren Speiseräumen getrennten Zimmern saßen Studenten, junge Künstler, Architekten, Handwerker aller Art, Schreiber, angehende Kommis u. a. m. und aßen selbstverständlich dasselbe Gericht, das gerade an der Tagesordnung war. Ein großer Teil dieser Männer hat Freikarten, — die übrigen zahlen wenige Pfennige — aber, daß sie hierherströmen, bewies mir, wie gut die Speisen, wie taktvoll die Art der Humanität! In einem besonderen Raum saßen Frauen. Halberwachsene Mädchen und Knaben holten in großen irdenen und Blechgefäßen das schmackhafte Essen über die Straße. Die freundlichste Ueberraschung war mir endlich um 1¼ Uhr vorbehalten. Zu dieser Zeit erschienen 60 bis 80 kleine Schulkinder, fast ausnahmslos mit ihren Berechtigungskarten, die ein junges Mädchen kontroliert, setzten sich an die inzwischen frei gewordenen Tafeln und aßen mit jenem beneidenswerten Appetit der Jugend, der ja der beste Koch ist. Auf meine Frage an einen blondlockigen Jungen (— ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß mindestens die Hälfte aller Gäste der Israelitischen Volksküche, in der selbstredend nach jüdischem Ritual gekocht wird, Christen waren —) „wie es ihm schmecke?“ antwortete er: „Prächtig!“ und zeigte mir lachend jene zweiunddreißig Perlen, wie sie Friedberg und Werner nicht schöner und edler haben! Mir ging das Herz auf und ich schlich mich in eine Ecke, mir das nasse Salz aus den Augen zu wischen, als nun auch die bleiche, abgehärmte und erfrorene Jugend eintrat, um für die sieche Mutter, den gelähmten Vater, die elenden, verkommenen Geschwister ein Bischen warmes Essen zu holen. . . . Ja, ein ganz lehrreiches und sehr gesundes — ich meine für blöde Voreingenommenheiten —, sehr gesundes Stückchen Lebensphilosophie und residenzliche Urteilsreife kann man sich in der Klosterstraße 99 erwerben, wenn man keine eingewurzelten Standes- und Glaubensdifferenzen im Kopf und namentlich einen freien Atemzug des feinfühligen Herzens sich bewahrt hat! . . .

Es wird mir recht schwer, ich gestehe es offen ein, meiner alten Passion rückhaltsloser Kritik gegen die Nörgler und Hetzer hier den Kapzaum anzulegen — weiß ich doch, daß selbst diese mustergiltigen und was mehr sagen will, Gott wohlgefälligen Einrichtungen echt praktischer Barmherzigkeit nicht volle Gnade vor der Kritik einer alleinseligmachenden Unfehlbarkeit haben, — einer Unfehlbarkeit des Eigendünkels, des Besserwissens und der Eitelkeit, die so bequem und so billig wie Brombeeren ist. Ja, ich weiß, wie alle diese Erleuchteten — sogar nach einer 40jährigen Praxis in Frieden und Krieg vielleicht etwas besser, wie sie — daß hier manch Unwürdiger Wohlthaten genießt! Aber ist es nicht besser, daß fünfzig Unwürdige aus nahrhafter Speise Kraft zur Arbeit gewinnen, als wenn ein Einziger hungrig, verbittert, grollend und fluchend fortginge? . . .

Ich muß gestehen, daß diese Dogmen einer im Herzen geborenen Barmherzigkeit mir kolossal imponiert haben. Ich gehe willentlich hier, so leicht ich es könnte, auf die wirtschaftliche, national-ökonomische und finanzielle Perspektive einer so ausgezeichnet geleiteten Volksküche nicht ein, die gleichen Preises und Rühmens wert ist. Ich will mir ein schönes und reines Bild nicht mit irgend einer Staffage bekritzeln, die mich auf den Boden des streitsüchtigen Löschpapiers stellen könnte. Auf dem Boden verständnisinniger Herzenswärme, gleicher Anschauung, daß die große soziale Frage unserer schwülen Tage nur durch Dutzende und Aberdutzende solcher kleineren Arrangements für die vielgestaltigen Bedürfnisfrage aller Armut — auch der verschämten — leichter zu lösen wäre, als durch tausend Theorien und Maximen, Dogmen und Disziplinen eines schwärmerischen, oder gar eines zerbröckelnden Idealismus — — auf diesem Boden beglückenden Einverständnisses drückte ich Frau und Herrn Abraham mit unverhüllter Hochachtung meines Herzens die Hand und empfahl ihr segenspendendes Institut der schirmenden Hand Dessen, der etwas besser weiß, wie wir klugen Menschen, was uns Not thut, und zu dem wir alle aufzublicken haben in Freud und Leid, für und für!! —

Die Renaissance der neuhebräischen Sprache und Poesie.

Von Leon Scheinhaus, Memel.

III*)

Der Drang nach modernem Wissen und wissenschaftlicher Erkenntnis bemächtigte sich immer mehr unserer russischen Glaubensgenossen, und die ruhmreiche „Wilna'er Schule“, die über ganz Russisch-Litauen ihren Wirkungskreis ausgedehnt hatte, schuf in der neu erstandenen hebräischen Sprache hervorragende Werke. Es galt moderne Erkenntnis und neue Geistesthätigkeit unter den Juden zu mehren und alles menschliche Wissen mit Hilfe der hebräischen Sprache zu fördern; es galt ferner, das Gebiet des hebräischen Sprachstudiums und des allgemeinen Wissens vereint anzubauen.

Es fanden sich Männer, vom Geiste der alten Sprache beseelt und von der Liebe zum Wissen erfüllt, die sich die Pflege und Förderung der hebräischen Litteratur zum heiligsten Beruf ihres Lebens machten.

Einer dieser Männer war und ist Kalman Schulmann (geb. 1821 zu Wilna, lebt daselbst). Er folgte ganz dem Beispiele seines Vorgängers, Ginzburg, indem er historische und geographische Abhandlungen seinen Lesern in hebräischer Sprache zugänglich machte, und zwar nicht etwa einzelne Abschnitte, sondern vollständige Werke aus der Welt- und jüdischen Geschichte. So wurden die Allgemeine Weltgeschichte vom Altertum bis auf die Gegenwart (דברי־ימי־עולם)

*) Die beiden ersten Kapitel sind im vorigen Jahrgang veröffentlicht. Die einzelnen Abschnitte sind jedoch von einander unabhängig. — Red.

in 9 Bänden, die Geographie des russischen Reiches I. Bd., die der ganzen Erde in 10 Bänden, die Geschichte der jüdischen Gelehrten in vier Bänden, die Biographie des ersten jüdischen Historikers Flavius Josephus, sowie dessen beide ältesten Geschichtswerke „Jüdische Kämpfe (vom jüdischen Kriege 70 nach der übl. Zeitrechn.), und „Jüdische Antiquitäten", von Schulmann ins Hebräische übertragen. Noch viele Schriften über Orient und Occident, über talmudische und altjüdische Sagen übersetzte und verfaßte dieser fruchtbare Schriftsteller. Schon die imposante Zahl seiner Werke, sowie namentlich der vielseitige reiche Inhalt derselben füllten eine Lücke in der Bibliothek des gesamten populären Wissens in hebräischer Sprache. Das schönste aber bei allen seinen litterarischen Arbeiten ist das echt klassische Hebräisch, analog dem der prophetischen Bücher und der alten Mischna, dessen Schulmann sich in allen seinen vielseitigen Werken bedient, und der didaktische Wert derselben. Alles, was er schrieb, war inhaltreich, vom größten Nutzen für den Leser, und auch die Form klar und deutlich, denn er verstand es, jeden Gegenstand ohne überflüssige Worte, in der alten Sprache zu behandeln. Und daher war Schulmann in seinen Schriften ein Lehrmeister von hervorragender Bedeutung für Jung und Alt, seine Bücher sind Bücher für alle geworden, für all' die vielen unter den Juden, die keine moderne Sprache kennen und darauf angewiesen sind, Welt und Geschichte in der Sprache der Bibel durch Schulmann kennen zu lernen.

Außer der Weltgeschichte und Geographie, die hauptsächlich durch Schulmann in die neue hebräische Litteratur eingeführt wurden, haben auch die anderen realen Wissenschaften ihre geistreichen Repräsentanten im Neuhebräischen gefunden.

Besonders drei hervorragende jüdische Gelehrte waren es, die mit seltener Gründlichkeit und vortefflicher Diktion die Naturwissenschaften der hebräischen Litteratur zuführten.

1. Ch. S. Smolenski (geb. 1810 zu Bialystock, lebt in Warschau) machte seine erste Bekanntschaft mit der Sternkunde durch einzelne ältere hebräische Werke, und erlangte mit Zuhilfenahme entsprechender Werke in anderen Sprachen die gründliche Kenntnis der Astronomie, der Optik und Mathematik in solch' hohem Maße, daß er es auch zu einigen eigenen Erfindungen auf diesem weitschichtigen Gebiete brachte. Sein Hauptverdienst um das Judentum war aber, daß er sein reiches Wissen in den Dienst der hebräischen Litteratur stellte. Er verfaßte hebräische Werke über Geometrie, Lehrbücher der Algebra und Mathematik, der Sternkunde und des Kalenderwesens, und was sonst noch alles zur Naturkunde gehört, berührte er in der von ihm bis jetzt noch redigierten Zeitschrift „Hazefira". Zwölf Jahre hindurch (bis 1873) wirkte er als Inspektor der Rabbinerschule in Zitomir, und lebt jetzt in Ehren in Warschau. Die hebräisch-wissenschaftliche Jugend sieht in Smolenski ihren hervorragenden Altmeister, der die Naturwissenschaften in einem blühenden neuhebräischen Stil mit ebenso gründlicher Sachkenntnis wie großem Freimut behandelt hat.

2. H. M. Rabinowitz (geb. 1832 in Linkowo, Gouv. Kowno, gest. 1888 in St. Petersburg) Sohn eines Rabbiners. Schon im zartesten Alter galt er als Wunderknabe infolge seines außergewöhnlichen Gedächtnisses. Alle Bände des Talmuds und des gesamten alten Schrifttums aus der Bibliothek seines Vaters, waren ihm schon im Knabenalter geläufig. Erst in seinem elften Lebensjahre begann er Deutsch zu lernen, und studierte in den naturwissenschaftlichen Büchern der deutschen Litteratur mit solchem Eifer, daß er in seinem 20. Lebensjahre (1852) den Inhalt von mehr als hundert bedeutenden Werken über Natur, Physik, Chemie, Mathematik und Astronomie sich zu eigen gemacht hatte. Gleich Smolenski stellte er seine große Gelehrsamkeit in den Dienst der hebräischen Litteratur und schrieb seine umfangreichen Werke in der Sprache der Bibel. Sein erstes großes hebräisches Werk ist ein „Grundriß der gesamten Naturwissenschaften", dem ein noch größeres Werk folgte „Bibliothek der gesamten Naturwissenschaften" (vorläufig nur drei Bände erschienen). Alles ist mit gründlicher Sachkenntnis und einer sprachlichen Elastizität geschrieben, die man der alten Sprache bis dahin gar nicht zugetraut hatte. Dieser hervorragende Gelehrte, der seinen Glaubensbrüdern die sprödesten Wissenschaften in der heiligen Sprache zugänglich machte, entwickelte außerdem noch eine bedeutende publizistische Thätigkeit in der russischen Landessprache, und widerlegte durch geschichtliche Daten und statistische Zahlen manchen feindseligen Angriff auf seine Glaubensgenossen im allgemeinen und seine jüdischen Landesgenossen im besonderen.

3. S. M. Abramowitz (geb. 1836 in Kapuli, Gouv. Minsk, lebt in Odessa). Zuerst unterzog er die hebräischen Erzeugnisse seiner Zeit einer scharfen Kritik, blieb aber nicht bei der bloßen Kritik, sondern wurde später selbst Verfasser bedeutender Schriften, die als Muster- und Meisterwerke gelten. Seine Arbeit auf dem Gebiete der hebräischen resp. jüdischen Litteratur war eine dreifache, und so grundverschieden auch jede Art derselben war, so verfolgen sie doch alle das eine Ziel: die jüdischen Leser zu belehren. Der eine Teil seiner litterarischen Thätigkeit besteht in seinen Novellen und Skizzen im jüdisch-deutschen Dialekt, die, obwohl für die niederen Massen bestimmt und trotz ihrer einfachen Sprache und fremdartigen Schreibweise, vermöge ihrer Anmut und ihres tiefen Sinnes selbst in gebildeten Leserkreisen das größte Interesse wachgerufen haben. Originell im höchsten Grade ist auch der zweite Teil seiner litterarischen Thätigkeit, nämlich seine kleinen hebräischen Erzählungen, ebenso eigenartig durch ihren, dem jüdischen Leben entnommenen Inhalt, als durch das fast kunstvolle Neuhebräisch, in dem sie geschrieben sind. Der dritte Teil seines litterarischen Schaffens gehört, wie bei den beiden Vorgenannten, den Naturwissenschaften. Haben Smolenski und Rabinowitz die neuhebräische Litteratur durch Schriften über Chemie, Geologie, Physik, Mathematik und Astronomie bereichert, so unternahm Abramowitz die nicht minder schwierige Arbeit, die Zoologie, Botanik und Mineralogie hebräisch zu verdolmetschen. Bis jetzt hat er allerdings nur ein dreibändiges Werk über Zoologie veröffentlicht, an dem außer dem wissenschaftlichen Wert besonders die schöne hebräische Diktion auffällt, in der er das Leben und Weben der Tiere und Insekten schildert. Nach Bibel und Talmud*) hebraisierte er die Namen aller Tiere, die in der modernen wissenschaftlichen, in europäischen Sprachen geschriebenen Litteratur Erwähnung finden, und bereicherte dadurch die neuhebräische Sprache und ihren Wörterschatz mit neuen, bisher unbekannten Ausdrücken, die Zoographie betreffend.

---

*) Erwähnenswert ist das epochale Werk in deutscher Sprache von Dr. L. Lewysohn, Stockholm „Zoologie des Talmuds" Darstellung der rabb. Zoologie unter Vergl. der Forschung älterer und neuerer Schriftsteller. Frankf. a. M. 1858.

So ist in wenigen Jahren eine universelle Wissenschaft im Neuhebräischen entstanden und fast jeder hebräische Schriftsteller hat außer seinen anderen schriftlichen Arbeiten auch über Naturwissenschaften geschrieben.

(Ein viertes Kapitel folgt.)

Feuilleton.

Der Kampf unter den Lettern.

(Eine Fabel für große Kinder ohne Unterschied der Konfession*).

Es war dunkel in der Offizin, die Setzer hatten ihr Tagewerk vollbracht, ihre Werkzeuge niedergelegt und den Saal einer nach dem andern verlassen. Auch in dem angrenzenden Raume waren die Schnellpressen in Ruhestand versetzt worden. Einige Lehrlinge hatten die Ordnung wieder hergestellt, alles Umherliegende aufgeräumt und die Gasröhren zugeschraubt, so daß völlige Finsternis eingetreten. Stunden waren vorübergegangen ohne das mindeste Geräusch, ohne irgend ein Zeichen von Leben. Gegen Mitternacht stand der Vollmond dem Fenster des Setzersaales gegenüber und warf sein silbernes Licht hinein, daß die Lettern in ihrem eigentümlichen Glanze erzitterten. Bei diesen Strahlen kam einige Unruhe in die wohlgeordneten Kästen; viele der ehernen Typen richteten sich aus ihrer liegenden Stellung auf, murmelten mit ihren Nachbaren über die Scheidewände hin, und es geschah sogar, daß einige über diese hinwegkletterten und als Boten von einer Reihe in die andere liefen, bis die Aufregung eine allgemeine geworden. Das Geflüster und Gemurmel erhob sich bis zu mächtigem Geräusch, wie es diese dunkeln, beräucherten Wände wohl lange nicht gehört; denn die Stille ist das oberste Gesetz in den Sälen jeder Druckerei. Was war es nur, das diese so beredten, aber doch stummen Dolmetscher des Geistes, die sonst so schweigsamen und nur in ihrem Schweigen die Welt mit ihren Klängen durchrauschenden Söhne der Sprache in Bewegung und Feuer gebracht? Wie? Sah man hier nicht die feindlichsten Lettern mit einanden konferieren, deutsche und lateinische, große und kleine? Alle verhandelten mit einander aufs lebhafteste und schienen ein gemeinsames Unternehmen zu beraten. Die Blicke aus allen Kästen waren nach einem Punkte gerichtet, und dies verrät uns, wovon wohl die Rede, wem wohl die Verschwörung gelte, die sich hier anzuzetteln schien. In der Mitte des ganzen Pultes waren einige Kästen mit neuen und darum um so schimmernderen Typen bis an den Rand gefüllt. Die Bewegung war vor diesen stehen geblieben; mit ihnen sprach niemand; keiner der Boten und Aufwiegler war zu ihnen gekommen; eine unheimliche Stille lagerte über ihnen, die mit dem hellen Glanze, welchen die Mondstrahlen über die blanken Lettern dieser Kästen goß, um so mehr kontrastierte. Es war offenbar, daß der Grimm der ganzen Menge gegen diese gerichtet war, und bald konnte der Lauscher es auch mitten aus dem Geräusche deutlich vernehmen: „Was wollen diese Eindringlinge, diese Fremden, die uns aus unserm Sitze verdrängten, die uns die Gunst unserer Herren entziehen, was wollen sie unter uns? Seht, sie nehmen uns unser Brot und unsre Ehre. Sie haben sich eingeschlichen und drängen sich vor. Sie wollen uns unterdrücken und den Lohn unserer Arbeiten an sich reißen. Und es sind doch nur erbärmliche Dinger, langweilige und ungestaltene Formen, ohne Schwung, ohne Steigung und Senkung; Knechte, von denen allen nur ein einziger über die Linie sich erhebt. Wie heißen sie denn eigentlich, die zudringlichen Wichte?“ — „Hebräer nennt man sie,“ riefen andere, „schmutzige Kinder des Morgenlandes mit echt orientalischen Physiognomien, krumm- oder gradlinig zum Entsetzen. Und was ihre Armut am meisten bezeugt, alle diese Buchstaben sind nur Mitlauter, weil kein freier und lebendiger Geist in ihnen. Um sich zu helfen, stellen sie für die Vokale Punkte und Strichelchen unter sich, — eine armselige Hilfe. Wir dürfen sie nicht dulden. Unsre vereinten Kräfte werden sie zerschmettern, daß, wenn der Morgen kommt, sie draußen auf den Kehricht geworfen werden.“

So sollte der Kampf beginnen. Man hatte sich vereinigt und einen Plan entworfen. Die größten und stärksten Lettern sollten die Angriffskolonnen formieren, das kleinere Volk nachstürmen, das alte, ausrangierte Zeug, das in Nebenkästen gesammelt wird, sollte als Geschoß dienen. Von allen Seiten wollte man mit einem Male gegen das kleine Häuflein anrücken. Der Erfolg schien keinen Augenblick zweifelhaft; die Menge mußte sie erdrücken, die Schwere ihrer Gegner sie zermalmen. Glücklicher Weise war der Haß und die Kampflust so groß, daß viele die Angriffszeit nicht erwarten konnten und bereits bald hier bald dort die ersten besten Stücke in die Kästen der schlummernden Hebräer hinein schleuderten. Diese erwachten, erhoben sich von ihrem Lager, schauten sich um und gewahrten an den Wunden der Ihrigen und an der Bewegung draußen, was ihrer warte. Hatte doch die Furcht, die trübe Ahnung, der Zweifel an ihrer Sicherheit an ihrem Lager gestanden, daß sie, so unwirsch geweckt, leicht die Vorgänge errieten. Alsbald hielten sie Rat. Schon sah man die Kolonnen der Feinde sich bilden, schon flogen der tötlichen Geschosse immer mehrere herein. Was beginnen? Vor allem drängte es sich auf, daß man sich zum Widerstande rüsten, daß man Mut und Ausdauer wenigstens zeigen müsse. Aller Blicke richteten sich auf das ragende Lamed (ל), als den einzigen Buchstaben, dessen Haupt über die Reihen sich hinaushebt. Er sollte der Führer, der Feldherr sein. Aber da hatte man fehlgeschossen; sein kleiner Kopf auf dem langen Halse war völlig verwirrt und ratlos; blöde blickte er von seiner Höhe herab, um so erschrockener, je mehr er die Anzahl der heranrückenden Feinde er- und überblicken konnte. Die unglücklichen Bewohner dieser hochgelegenen Kästen, in welche sie ohne ihre Absicht und ihren Willen gebracht worden, sahen sich ratlos umher, denn darin waren sie stillschweigend einig, daß sie ihren geborenen Führer, das sich spreizende Aleph (א), nicht zum Feldherrn gebrauchen konnten; dazu war er zu beschränkten Geistes im breitgestalteten Körper und machte seinem Namen „der Stier“ zu viel Ehre. Schon wollten sie sich verzweifelnd in ihr Schicksal ergeben, als das kleine stamm- und fußlose Jud (י) auf einige große Durchschüsse sprang, und seine Brüder mit seiner spitzen, aber durchdringenden Stimme haranguierte: Brüder, verzaget nicht! Höret auf meine Stimme! Ich will euch anführen, ich will euch in den Kampf leiten und mit euch siegen oder sterben. Ihr kennet mich,

*) Diese reizende Allegorie finden wir in einer drei Jahrzehnte alten Nr. des vom entschlafenen Dr. Ludw. Philippson zur Zeit herausgegebenen Jüd. Volksblatt. Sie ist — leider! — noch immer aktuell. Red.

So gering meine Körperkräfte, so laut spricht der Geist in mir, der von oben kommt. Bin ich nicht der erste Buchstabe des heiligen, unaussprechlichen Namens Gottes? Bin ich nicht der erste Buchstabe unseres geheiligten Volksnamens (ישראל) und dessen, der diesen zuerst trug (יעקב)? Ja, auch der Name des Stammes, nach dem wir jetzt alle genannt werden (יהודה), beginnt er nicht mit mir? Also wohlan? Höret, was ich rate. Bilden wir vor allem ein festes Quarré; in die Ecken die geschlossenen Buchstaben, das Mem und Schlußmem (ם, מ), das Phe (פ) und Samech (ס); in das zweite Glied die langen Lettern, das Kuph (ק), das Schlußchaph (ך), Schlußnun (ן) und Schlußzadeh (ץ). Auch wir haben Geschosse, unsre Vokale und Accente dienen trefflich dazu, und wenn sie an Größe und Wucht denen unserer Feinde nachstehen, so werden sie durch ihre Häkchen und Spitzen um so tiefer in das Fleisch unserer Gegner eindringen. Haben wir eine Zeit lang kräftigen Widerstand geleistet, dann schicken wir Parlamentäre aus mit weißer Flagge; ich will sie schon instruieren, und es müßte uns schlimm ergehen, wenn wir nicht unsere jetzigen Feinde für uns gewinnen sollten. Für alle Fälle aber vertrauen wir der himmlischen Hilfe, die dem Unschuldigen stets beisteht und die unser Volk aus so vielen Gefahren und Nöten errettet hat!

Auf diese Ansprache faßte alles neuen Mut. Das kühne Jud sprang auf den Kopf des riesigen Lamed und rief von hier aus sein Befehle aus. Alles ordnete sich, trat in Reih und Glied, griff zu den Waffen. Jetzt rückten die Feinde näher an. Mit lautem Kriegsgeschrei stürmten sie über die Scheidewände, erblickten aber mit Erstaunen, daß sie festen Fußes und wohlgeordnet empfangen wurden. Die Geschosse flogen hin und her und die Schärfe und Schnelligkeit derer, welche die Angegriffenen schleuderten, brachte das feindliche Heer zum Stillstehen. Aber freilich, das kleine Häuflein litt unsäglich. Gleich anfangs wurden dem Schin (שׁ) und dem Sin (שׂ) alle ihre drei Köpfe abgeschlagen, dem Daleth (ד) sein spitzer Höcker, daß er seinem Bruder Resch (ר) zum Verwechseln ähnlich ward, dem Bet (ב) und dem Chaph (כ) fuhren die Speere in die offenen Seiten, und vernichteten ihre Dagesch, dem Ajin (ע) und dem Zadeh (צ) wurden ihre Kronen verstümmelt. Schmerzensruf und Wehklagen erhob sich von allen Seiten und die Niederlage und der Untergang aller schien nahe.

Da hielt das kommandierende Jud die Zeit für gekommen, wo ein andrer Weg eingeschlagen werden müßte. Es erwählte drei Boten, das Gimmel (ג), das es zu den Griechen, die vom Rücken her angriffen, schickte, das Waw (ו) zu den Lateinern von rechts und das Sain (ז) zu den Deutschen von links. Es wies sie an, wie sie reden und sich benehmen sollten, und entließ sie mit seinen besten Wünschen. Todesmutig schritten die wackern Abgesandten aus den Gliedern hervor und mit weißer Flagge winkend näher an die feindlichen Haufen. Als diese sie erblickten, hielten sie einen Augenblick im Kampfe ein und schrieen siegestrunken: „Ha, sie wollen sich ergeben, die Feiglinge sind des Kampfes müde; aber sie sollen keinen Pardon haben; sie haben es gewagt, sich uns zu widersetzen, einige von uns sind gefallen, Rache, Rache, sie alle müssen sterben!“ Aber die Anführer geboten Schweigen, um zu hören, was man ihnen anbiete.

Hören auch wir, was die Abgesandten sprachen. Das Gimmel erhob seine gellende Stimme und rief der etwas buntscheckigen Schar der Griechen, vor der es hielt, zu: „O, auch ihr, Hellenen, auch ihr seid uns feindlich gesinnt? Von euch, ihr großherzigen Söhne des Altertums, haben wir dies am wenigsten erwartet! Seid ihr wie wir doch die wahren Abkömmlinge der heroischen Zeit des Menschengeschlechtes, und nur wir beide haben uns nicht erniedrigt, den geschwätzigen und verworrenen Sprachen der neueren Völker zu dienen, wie es die Römlinge, Araber und Perser gethan. Und sind wir nicht stammverwandt? Oder vielmehr, seid ihr nicht unsre Söhne? Habet ihr nicht unsre Ordnung beibehalten, und zeichnen wir beide uns nicht durch Buchstaben aus, welche die anderen, darum unvollkommen, nicht besitzen? Erinnert euch nur eures Zeta (ζ), Eta (η), Theta (ϑ), die unser Sain (ז), Cheth (ח), und Teth (ט) sind. Schauet auf mich, bin ich nicht euer Gamma (γ) und nehme wie dieses die dritte Stelle ein, während die andern uns aus unserer Stelle verdrängten und sie mit dem dummen c besetzten, von dem niemand weiß, ob es z oder k ist. Gedenket der Schmach und Knechtschaft, welche die Völker eurer einst freien und glänzenden Nation angethan, wie sie euch und uns mit dem Schutt der Vergangenheit begruben, aus dem wir erst mitsammen vor wenigen Jahrhunderten wieder erstanden. Haben wir doch nur Ein Interesse, Eine Sache: die Freiheit der Unterdrückten.

So sprach das Gimmel zu dem leicht beweglichen Völkchen der Griechen, das mit Staunen dem Redner zuhörte und sich wieder einmal nach der Pnyr (Markt) von Athen zurück versetzt glaubte. Anders das Waw. Steif aufgerichtet, nur mit vorgebeugtem Kopfe schritt es langsam an die Lateiner heran und sprach mit einer tiefen Stimme, die man der hageren Gestalt garnicht zugetraut hätte: „Ihr mächtigen Söhne von Rom, die ihr wie eure Väter die Herrschaft der Welt euch errungen, daß, so weit die Sonne auf- und niedergeht, ihr euch alle Sprachen und damit alle Völker unterthan gemacht; nur die Barbaren da drüben, die Deutschen, widerstehen euch noch, und obschon ihre Gelehrten selbst ihre deutschen Schriften mit euren Lettern gesetzt zu sehen lieben, weil sie dadurch einen gelehrteren Anstrich zu haben glauben, oder meinen, andere Völker werden dann leichter ihre unverdaulichen Werke lesen, versagen euch dennoch hartnäckig die Anerkennung und den Sieg! Warum verbindet ihr euch mit diesen in so unnatürlichem Bunde, daß sie glauben müssen, ihr könnet nichts ohne sie ausrichten, und die Adler eurer Legionen müßten sich schmachvoll verbergen, wenn sie sie nicht verteidigten. Und zu welchem Zweck? Um das kleine Häuflein, das drüben im Mondschein schimmert, zu verderben! Ist dies ein Werk des Römers würdig? Glaubt ihr, wir würden euch Widerstand geleistet, euch nicht willig gehuldigt haben, wäret ihr allein gekommen und hätten wir nicht die rohe Gewalt der plumpen Barbaren fürchten müssen? Nein, das ist eurer nicht würdig, und euer großes Herz wird nicht so kleinliches wollen! War doch Rom die Freistadt aller Völker und ihrer Götter, und auch unsern Vätern verliehen die euren das römische Bürgerrecht, die höchste Ehre des Altertums!“ —

Endlich das Sajin. Man hatte es gewählt, weil es mit seinem schnörkeligen Stamm am ehesten der Gothik der deutschen Typen glich und man hierdurch einige Einwirkung auf die deutschen Lettern zu machen hoffte. In tänzelndem Schritt trat es auf den kräftigen Haufen der Deutschen hin, machte eine demütige Verbeugung und sprach dann in seiner zischelnden Weise: Ei, meine Herren Deutschen, wo finde ich euch hier? Ja, immer und überall erkennt man eure grade und

biedere Gesinnung, euer offenherziges Handeln, das darum der Schlauheit und List so oft zum Opfer fällt. Von euch ist jede Ränkesucht und Intrigue so fern, daß ihr dergleichen gar nicht voraussetzt und darum nicht durchschaut. Kennt ihr jene falschen Italiener da drüben nicht, die euch, das Reich und den Kaiser so oft hinter das Licht geführt und ihnen so unsäglichen Schaden gebracht? Wem gebühret die Herrschaft der Welt, wenn nicht euch und euren tapfern Schwertern? Und wer besitzt sie? Haben jene Romanen euch nicht verdrängt und geschwächt, Provinzen euch entrissen, selbst eure nächsten Verwandten, die Holländer und die im Norden euch abtrünnig gemacht, daß die Schweden und Dänen sich jetzt ihrer Lettern bedienen, ihr aber nur noch auf das Herz von Deutschland beschränkt seid? Wo müßtet ihr also zu finden sein? Nicht auf der Seite aller schwachen und bedrängten Nationalitäten? Müßtet ihr nicht diese zu euren Bundesgenossen machen, um so den ehrgeizigen Plänen der Römlinge eine neue Universalherrschaft zu gründen, einen unüberwindlichen Damm entgegen zu stellen? Wollet ihr eure ewigen Feinde noch mit eurem Herzblute nähren und stärken? Und wie? Habt ihr nicht erst gestern ein großes Werk eines eurer größten Gelehrten „die Geschichte der Toleranz“ gesetzt, in welchem er die schwierige Frage beantwortet: ob Adam im Paradiese gegen die schwächern Geschöpfe schon Toleranz geübt, obgleich die Eva über die Stiche und Bisse derselben geklagt habe? Wollet ihr nun dieser selbigen Toleranz, die ihr gestern den Völkern gepredigt, heute so offenbar ins Gesicht schlagen? Das könnt ihr nicht, ihr biedern, redlichen, Wahrheit und Treue liebenden Deutschen!“ —

Nun, was für eine Wirkung brachten diese trefflichen Reden der hebräischen Abgesandten hervor? Die vorderen Reihen der Griechen lauschten entzückt den wohltönenden Phrasen des Gimmels und hätten sich wohl von ihm überreden lassen. Aber hinter ihnen wimmelte es von dem lumpigen Pöbel der Neuhellenen, die von Plünderung und Raub geträumt und schrieen: „Hinweg mit dem Judas! Nieder mit den Feinden des Kreuzes!“ und sie drängten sich um die Phalanx ihrer Altvordern herum, um gegen das Lager der Hebräer zu rücken. Auch die Lateiner stutzten nur eine kurze Zeit, dann hörte man aus ihrer Mitte den Ruf: „Die Römer verhandeln mit dem Feinde nur im Herzen ihrer Hauptstadt! Nieder mit den Puniern!“ Und schon setzten sich ihre ersten Reihen wieder in Bewegung. Nur bei den Deutschen hatte das kluge Wort des Sain Gehör gefunden. Ihre Führer traten zu einer Beratung zusammen. Gefüllte Krüge wurden ihnen gereicht und rasch auf das Wohl des einigen Deutschlands geleert. Dann begann man sich zu räuspern und lange Reden zu halten, wie man es auf Reichstagen und Nationalversammlungen gewohnt ist. Das kluge Jud hatte die Augen überall und schnell seinen Entschluß gefaßt. Es deckte den Rücken seines Heeres gegen das hellenische Gesindel durch einige Schwerbewaffnete und galoppierte dann auf seinem Lamed auf den höchsten Punkt des ganzen Pultes. Es hatte sich dazu das ungeheure Lamed aus dem Tittelblatte eines Folianten gewählt und nahm sich daher von der Höhe dieses Recken ganz stattlich aus. Dann rief es selbst mit mächtiger Stimme aus, wie sie so oft in einem kleinen Körper wohnt, wenn die Brust nur geräumig und die Lunge gesund ist. „Brüder, Freunde, Genossen, wollet ihr denn wirklich, daß wir alle im brudermörderischen Kampfe fallen sollen? Bedenkt doch, was unser wartet! Wenn morgen früh unsre zweibeinigen Herren kommen und sehen die Vernichtung, die wir angerichtet, selbst die vielen Leichen und Verwundeten, und wie wir alle, die lebend und gesund geblieben, dadurch unbrauchbar geworden, weil so viele fehlen und verstümmelt sind, so nehmen sie uns alle, Hebräer und Griechen, Lateiner und Deutsche, und verdammen uns zum qualvollsten Feuertode. . . Wir werden in den Schmelzofen geworfen, das Feuer ergreift uns, unsere Glieder zucken und sprühen unter unsäglichen Schmerzen, wir verlieren unsre Gestalt und werden zu einer flüssigen Masse, die dann wieder in die Formen hineingegossen und gepreßt wird. Was dann unser Schicksal sein, als was jeder von uns wieder hervorgehen werde, liegt im dunkeln Schoße der Zukunft. Dies wird unser aller Schicksal sein, wenn wir den Kampf fortsetzen, nicht wir, nicht ihr werdet ihm entgehen!“

Diese Rede brachte die tiefste Wirkung hervor. Schrecken und Angst bemächtigten sich des großen Haufens. Allerdings gab es noch viele, die, von Kampflust ergriffen oder von Haß gegen die armen Hebräer erfüllt, die Schlacht fortsetzen wollten, es folge daraus, was wolle. Dadurch entstand eine große Verwirrung, alles geriet unter einander und niemand konnte das Ende absehn — als der Mond eben hinter dem Dache des gegenüberliegenden Hauses verschwand und völlige Dunkelheit wieder eintrat. Jetzt konnten Freund und Feind sich nicht mehr unterscheiden und jeder mußte ruhig auf dem Platze bleiben, wo er sich gerade befand.

Als am andern Morgen die Setzer wieder in den Saal traten und zu ihren Pulten gingen, fanden sie die heilloseste Unordnung. Sie konnten natürlich die Ursache nicht wissen und nur die Lehrlinge trugen Scheltworte und Stöße davon, weil sie, wie man voraussetzte, nicht aufgeräumt oder bei einer harmlosen Balgerei die Unordnung bewirkt hätten. Mit vieler Mühe ordnete man die Lettern in ihre Kästen. Am selbigen Tage wurde das hebräische Werk, für welches man die Lettern dieser Sprache an den hervorragenden Platz gebracht, beendet, und sie wurden, um irgend einen gelegentlichen Gebrauch von ihnen zu machen, an verschiedenen Ecken und Seiten verteilt untergebracht. Somit war die Ursache des Kampfes aus dem Wege geräumt, und wenn auch bisweilen hier oder da eine örtliche Rauferei gegen sie entstehen sollte, konnte doch ein allgemeiner Krieg gegen sie nicht wieder geführt werden.

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

* **Der Beobachter.** Das in Berlin erscheinende „unparteiische“ Tageblatt „Deutsche Warte“ scheint den Weg anderer unparteiischer Blätter gehen zu wollen: in das antisemitische Lager. In einem Epilog zu den Verhandlungen der beiden letzten „Schwerinstage“ im deutschen Parlament stellt der gelehrte Leitartikler des Blattes es so dar, als wären die deutschen Juden sämtlich aus dem Osten eingewandert und wiederholt mit anerkennenswerter Gewandtheit auf knappem Raume alle Tiraden, die wir in den Preßorganen der „Reinen“ zu finden gewöhnt sind. Der Schluß des Elaborats, der wie folgt lautet: „Es ist zwar das unbestreitbare Recht der Majorität, andere Rassen von sich ab-

zuwälzen, allein es wäre ein Zeichen innerer Schwäche und Haltlosigkeit, zu Gewaltmaßregeln gegen die Juden Zuflucht zu nehmen. Unsere alte germanische Volkskraft ist hoffentlich noch widerstandsfähig genug, um eine im Vaterlande wohnende Minorität nicht fürchten zu brauchen. Auch erfordert die Gerechtigkeit einzugestehen, daß es unter den Juden viele Elemente giebt, welche Vaterland, Ehre und Gerechtigkeit hoch halten, so daß der billig Denkende einen ganzen Stamm nicht entgelten lassen wird, was einzelne versündigen mögen", — dieser Schluß zeugt von der heuchlerischen Haltung, die das Blatt dem Antisemitismus gegenüber beobachtet. Es soll uns gar nicht wundern, die „Deutsche Warte" bald mit fliegenden Fahnen in das Lager der Pseudo-Deutschen einziehen zu sehen.

— Ob ihr dies materiell schaden würde? Die Erfahrung, die andere Blätter gemacht haben, läßt diese Frage verneinen. Der Abg. Richter hatte so unrecht nicht, als er eines Tages die Behauptung aufstellte, die „Staatsbürger-Zeitung" wäre längst eingegangen, wenn sie nicht so viel von — Juden unterstützt würde durch Abnahme des Blattes im Straßenverkauf und durch Zuwendung von Inseraten. Ueber die „Judenannoncen" dieses Blattes ist schon oft hüben und drüben gesprochen worden, jetzt weist solche auch das „vornehmste" und bissigste Antisemitenblatt, die „Tägliche Rundschau" auf. Eine der angesehensten Berliner Firmen, der selbst der Antisemitismus bisher nichts anhaben konnte, prangt mit einer großen Anzeige in diesem Blatte. Nun werden andere jüdische Firmen folgen, weil sie aus Geschäftsinteresse glauben, diesem Beispiele folgen zu müssen. Die demokratische „Berl. Ztg." bemerkt hierzu: „Die Quittung über den dankenden Empfang der Insertionsgebühren finden die Herren gleich im politischen Teile. Dort heißt es über die Schimpfrede Ahlwardt's, der die Juden „Raubtiere, Cholerabazillen, Gesindel, Parasiten" nannte, folgendermaßen: „. . . und so kam noch Ahlwardt zum Wort, der eine entschieden vorzügliche und wirkungsvolle, wenn auch in den Ausdrücken nicht gerade wählerische Rede hielt, die vom dichtbesetzten Hause mit der allergrößten Spannung angehört wurde, was Richter, der sich als den giftigsten, wutgeschwollensten Philosemiten geberdete, so außer Rand und Band brachte, daß er, der schon vorher die echt freisinnige Unanständigkeit der Vergewaltigung des kleinen Gegners begangen hatte, sich zu einer Flegelei gegen den Präsidenten hinreißen ließ, die dieser aber unter dem dröhnenden Beifall des Hauses mit schneidender Schärfe zurückwies."

Juden, welche die Verteidiger des rüpelhaftesten Radauantisemitismus unterstützen, weil sie sich geschäftliche Vorteile davon versprechen, können sich freilich nicht darüber beklagen, wenn sie mit Ahlwardt'schem Maße gemessen werden und wenn ihr „Geschäftssinn" so beurteilt wird, wie es in der antisemitischen Presse Brauch ist. Die Gesinnungstüchtigkeit solcher Leute steht nicht um einen Deut höher, als diejenige der ehrenwerten „Rundschau" der Bundesbrüder Lange und Hempel, welche die Juden im politischen Teile beschimpfen und unter dem Schlachtruf „Kauft nicht bei Juden"! gegen sie hetzen, im übrigen aber schmunzelnd deren koscheres Geld einstreichen, um dafür im Inseratenteile skrupellos Reklame für sie zu machen". — Wir haben dem nichts hinzuzufügen.

— Dr. Leopold v. Sacher-Masoch ist am Sonnabend Morgen in Lindheim in Ober-Hessen etwas über 60 Jahre alt im Wahnsinn gestorben. Sacher-Masoch war kein Jude, wie er dies selbst oft zu behaupten Gelegenheit nahm und wie es jedem, der seine Schriften kennt, sofort klar werden mußte. „Der diese Bücher geschrieben hat, ist kein Jude", konnte man mit dem Richter Uriel Acosta's sagen nach der Lekture der Sacher-Masoch'schen Erzählungen aus dem jüd. Leben. Diese litterarische Gegnerschaft kann und darf uns aber nicht hindern, dem entschlafenen Unglücklichen ein Wort herzlichen Dankes in das Grab nachzurufen für das Gute, das er gewollt, für die stete Bereitwilligkeit, allen Unterdrückten, nicht in letzter Reihe allen unterdrückten Juden beizuspringen. Sein Name wird trotz alledem in jüdischen litterarischen und Leserkreisen nicht so bald vergessen sein. Er ruhe in Frieden!

— Als eine Ehrenerklärung für die Berliner Juden möchten wir eine Ansprache des Abgeordneten und Stadtverordneten-Vorstehers Dr. Langerhans in einer am Sonntag im Wintergarten des Central-Hôtels abgehaltenen freisinnigen Versammlung bezeichnen. Dr. Langerhans verwies u. a. auf die letzten Judendebatten im Reichstage und erklärte, es sei für ihn beschämend, in einem Reichstage zu sitzen, in dem solches Zeug überhaupt zur Beratung kommt. Lebhafter Beifall der Zuhörer begleitete diese Worte. — Er fuhr dann fort: Er als Stadtverordneter in Berlin könne bezeugen, daß kaum ein wohlhabender Jude sterbe, ohne an seine Mitbürger, und nicht nur an die jüdischen, sondern auch an die christlichen Mitbürger zu denken. Die im Reichstage gefallenen Redensarten seien so unerhört und ekelhaft gewesen, daß sie den größten Abscheu erregen mußten, und der Präsident des Reichstages hätte so etwas niemals dulden dürfen. — Solche Worte aus solchem Munde entschädigen uns für manche Unbill.

* p **Aus Oesterreich.** Die Affaire Königswarter will noch immer nicht zu Ruhe kommen! Vor einigen Tagen hat nämlich Frau Josephine Paul-Schiff, die Schwester des Universalerben Baron Herrmann K. durch ihren Rechtsanwalt dem Vertreter des Universal-Erben erklären lassen, daß sie das Universal-Erbrecht, respective die Erbwürdigkeit ihres Bruders Herrmann Freiherr von Königswarter im Prozeßwege anfechte und die gerichtliche Entscheidung darüber anrufen werde, ob er durch seinen Glaubenswechsel nicht erbunwürdig geworden sei Frau Josephine Paul-Schiff hat nun in der That eine selbständige Erbserklärung zum vierten Teile des Gesamtnachlasses (24,000,000 Gulden) überreicht und wurde infolge dessen vom Handelsgerichte in Wien augefordert, die Erbschaftsklage zu überreichen. Als Grundlage des Erbschaftsprozesses dient der Klageführenden nachstehende Stelle im Testamente des Erblassers: „Im Laufe der Zeiten" — so lautet diese Stelle in dem Testamente des Freiherrn Moritz v. Königswarter — „seit meiner Kindheit bis zur Gegenwart, hat sich eine radikale Aenderung in allen religiösen Anschauungen vollzogen, und die Anhänglichkeit an die vererbten Traditionen und der Sinn für Pietät ist nahezu geschwunden. Die Wahrnehmung bekümmert mich aber noch mehr, wenn ich meinen Blick in die Zukunft werfe, und deshalb lege ich den größten Wert darauf, daß meine Descedenten nicht allein meine Grundsätze und Ansichten kennen, sondern stets in denselben Wegen wandeln mögen, um hiedurch mein Andenken zu ehren und dem ererbten Namen thunlichst gerecht zu werden. Von diesem Wunsche gelenkt, verordne ich, daß, falls mein Enkel Johann Alexander dem väterlichen Glauben entsagen sollte, sei es durch Uebertritt zu einer anderen Konfession oder durch Konfessionslosigkeit, oder

falls er eine sogenannte Misch-Ehe einginge; ferner falls er gestattet, daß einer seiner Söhne vom väterlichen Glauben abfalle oder eine Misch-Ehe einginge, gehalten sein solle, nach Eintritt einer solchen Eventualität eine Million Gulden an nachstehende Wohltätigkeits-Anstalten zur Verteilung zu bringen." Baron Hermann Königswarter erklärte nach seiner und seines Sohnes Taufe diese Million für liquid; allein nunmehr wird überhaupt sein Universal-Erbrecht in Frage gestellt und behauptet, daß er durch den Religionswechsel sein Universal-Erbrecht verwirkt habe.

— Das Landesverteidigungs-Ministerium macht bekannt daß die ordentlichen Hörer der israelitischen theologischen Lehranstalt in Wien als Rabbinatskandidaten betrachtet werden und vom Militairdienst befreit sind. Die außerordentlichen Hörer und jene ordentlichen Hörer der genannten Lehranstalt, welche sich zu Religionslehrern an Mittelschulen heranbilden wollen, haben auf die Begünstigung des § 31 des Wehrgesetzes keinen Anspruch.

— Der Vorstand der Oesterreichisch-Israelitischen Union in Wien versendet soeben an seine Mitglieder das nachfolgende Zirkular: „Die in stets wachsender Zahl und Dringlichkeit an uns herantretenden Klagen und unsere aus denselben abgeleiteten Erfahrungen machen es uns zur Pflicht, unsere erhöhte Aufmerksamkeit jener unserer statutarischen Aufgaben zuzuwenden, welche darin besteht: „die auf Verschärfung der konfessionellen und Racengegensätze gerichteten Bestrebungen zu bekämpfen." Zu diesem Behufe hat sich in unserem Vereine ein Rechtsschutz-Komité gebildet, welchem die Aufgabe zufällt, nach sorgfältigster Prüfung jeder Beschwerde legale Abwehr herbeizuführen, wenn seitens der Glaubensgenossen unsere Hilfe gegen eine dem Juden als solchen in Wort, Schrift und That zugefügte oder drohende Unbill angerufen wird. Auf diesem Wege hoffen wir dem einzelnen in jenen Fällen, in denen seine Kraft nicht hinreicht, zu seinem Rechte zu verhelfen und indem wir ihn schützen, unsere Pflicht gegen die Gesamtheit unserer österreichischen Glaubensgenossen zu erfüllen. Der selbstlosen und opferfreudigen Mitwirkung einer größeren Anzahl unserer Rechtsanwälte versichert, welche dem Schutze ihrer Mitbürger jüdischen Glaubens ihre bewährten Kräfte zu widmen bereit sind, treten wir vertrauensvoll in diesen pflichtmäßigen „Kampf ums Recht" und bitten, alle diesbezüglichen Anfragen und Zuschriften direkt an unseren Verein richten zu wollen."

— Eine ganz sonderbare Sache wurde am Freitag vor dem Strafrichter des Bezirksgerichts Leopoldstadt in Wien abgeurteilt. Es handelte sich um eine von der Polizeibehörde erstattete Anzeige wegen Verbreitung beunruhigender Gerüchte gegen drei Frauenspersonen, gegen die Köchin Katharina Schwab, die Müllersgattin Magdalena Popp und eine unter sittenpolizeilicher Kontrole stehende Person, namens Katharina Thum. Zu dem im zweiten Bezirke, in der Denisgasse wohnenden Gemischtwaren-Verschleißer Nathan Neumann kam am 18. Januar d. J. die ihm bis dahin gänzlich unbekannte Katharina Schwab, verlangte ihn unter vier Augen zu sprechen und trug ihm dann für einen Preis von 300 Gulden ihr Kind zum Kaufe an. Auf die Frage, was sie denn dazu veranlasse, erwiderte die Person, sie wisse, daß die Juden Christenblut benötigen, sie überlasse ihm das Kind für 300 Gulden zu einem Ritualmord, zum Abschächten. Neumann schickte sofort zu einen Wachmann. Ehe dieser erschien, erklärte die Schwab, sie habe gar kein Kind, sie habe Neumann blos auf die Probe stellen wollen — wenn er sie nicht hätte arretieren lassen und auf ihren Antrag eingegangen wäre, würde sie ihn sofort bei der Polizei angezeigt haben. — Bei dieser Angabe verblieb Katharina Schwab auch auf der Polizei. Sie habe sich, so sagte sie, endlich einmal die volle Ueberzeugung verschaffen wollen, ob die Juden kleine Christenkinder schlachten. Eine Frau Magdalena Popp in Währing habe ihr mitgeteilt, Greißler Neumann in der Denisgasse wolle ein Kind für 300 Gulden kaufen, und da habe sie selbst mit ihm sprechen wollen, um ihn auf die Probe zu stellen. Die Popp habe die Geschichte von einer Prostituierten, namens Katharina Thuma, erfahren, von welcher sie ein Kind in Pflege genommen. — Vor Gericht schilderte die Schwab die Sachlage wie oben angegeben. — Richter: Glaubten sie wirklich, daß Neumann das Kind abschlachten würde? — Angekl.: Ich selbst habe es nicht geglaubt, aber ich habe von so vielen Seiten gehört, daß Juden Christenblut brauchen; meine Herrschaft hat es gesagt, und auch in einem Dienstboten-Bureau hat man mir geraten, nicht bei Israeliten in Dienst einzutreten, weil jetzt die Ostern heranrücken und die Juden Blut brauchen. — Richter: Und glaubten Sie das? — Angeklagte: Ich nicht, im Gegenteile, ich diene lieber bei Israeliten und bin auch jetzt Köchin in einem israelitischen Hause. — Die Zeugin Anna Machula teilte mit, die Frau Neumann habe ihr einmal „scherzweise" vier Kreuzer für ihr Kind geboten. Hiervon habe die Zeugin der Thuma Mitteilung gemacht, die hiervon die Quartiergeberin der Schwab in Kenntnis setzte, worauf diese, um Klarheit über die Ziele des jüdischen Ehepaares zu erhalten, die bereits erwähnte Komödie inszenierte. — Der Richter sprach die Angeklagten frei mit der Begründung, daß es sich hier nicht um ein beunruhigendes Gerücht, das in einer besonderen Absicht bekannt gemacht worden wäre, sondern um einen albernen Weiberklatsch handle.

— Nun weiß in Wien kein Mensch mehr, ob der Papst gesprochen oder geschwiegen hat. Anfangs hieß es, besonders in der gegnerischen Presse, die Mission des Kardinals Schönborn sei gescheitert, da der Kardinalstaatssekretär Rampolla die antisemitische Frage als eine rein politische ansähe. Nach der „N. fr. Pr." aber hat der Papst einen anderen Standpunkt eingenommen und unter dem Hinweis auf die von den Bischöfen und auch vom Staate erhobenen Beschwerden über die von den Christlichsozialen ausgestreute Saat des Klassen- und Rassenhasses ausgesprochen, die Autorität des Heiligen Stuhles könne ein derartiges, den göttlichen und menschlichen Geboten widerstreitendes Gebot unmöglich decken oder schützen, ohne eine schwere Gewissenslast auf sich zu nehmen. Es sei dem Führer der österreichischen Christlichsozialen, dem Prinzen Liechtenstein, zu bedeuten, daß der Heilige Stuhl ein auf Besserung der Lage der Arbeiter und Bauern, des kleinen Mannes überhaupt gerichtetes Bestreben an und für sich billige, daß hingegen eine Partei oder ein Verein, der nicht die christliche Liebe, sondern die Schürung des Rassenhasses zum vornehmlichsten Zwecke hätte, vom Heiligen Stuhl als die Satzungen der ihrer Obhut anvertrauten Lehre schwer verletzend betrachtet und verurteilt werden müßte. Der Papst erwarte Liechtensteins Antwort, um danach seine Entscheidung zu treffen. Ein Brief dieses Inhalts ist am Donnerstag an den Prinzen Liechtenstein abgegangen. — Das Wiener „Fremdenblatt" teilt dagegen mit, daß die Entscheidung des Papstes erst auf

Grund des Gutachtens der damit betrauten Kongregation gefällt werde, und das Wolf'sche Telegr.-Bureau meldet unter dem 9. d. M. aus Rom daß dem Vernehmen nach an die päpstliche Nuntiatur in Wien Instruktionen abgegangen seien, nach welchen Prinz Alois Liechtenstein und andere Führer der christlich-sozialen Vereine über das Vorgehen und die Tendenzen verschiedener Mitglieder dieser Vereine zu befragen wären. — Nach Lage der Sache bleibt dem Chronisten nichts anderes übrig, als diese Gerüchte sämtlich zu verzeichnen.

* w **Die Juden in Rumänien.** Man schreibt uns aus Bukarest: Die Ursachen der schrecklichen Verfolgungen und all des Unglücks, welches die Juden in Rumänien ertragen müssen, sind hauptsächlich Neid, Eifersucht und Furcht vor Konkurrenz seitens jener Politiker und Kaufleute, die sich Rumänen nennen, in Wirklichkeit aber christliche Ausländer sind, die nicht einmal die rumänische Sprache kennen. An ihren wahren Namen kann man sie leicht erkennen; sie verraten den griechischen, bulgarischen oder serbischen Ursprung unserer Todfeinde, die mit den Rumänen nichts gemein haben als ihre Religion, während ihre Lebensanschauungen denen der wirklichen Rumänen diametral entgegengesetzt sind. Leider wurde die rumänische Nation, die gelehrig, gut und großmütig ist, länger als ein halbes Jahrhundert von diesen Ausländern beherrscht, die wie Blutegel, den Wohlstand, das Blut des Landes auffaugen und von den politischen und diplomatischen Staatsgeschäften, den Beamtenstellen, dem Groß- und Kleinhandel und von der Landwirtschaft Besitz ergriffen haben; außerdem lassen sie sich die Exploitierung der Landesprodukte angelegen sein. Der großen Mehrheit der wirklichen Rumänen bleibt nichts anderes übrig als harte und mühevolle Arbeit auf den Feldern oder unbedeutende Stellungen, die ihnen kaum den notwendigsten Unterhalt verschaffen. Die rumänische Nation beginnt jetzt endlich, diesen traurigen Zustand der Dinge zu merken und zu begreifen, daß sie von diesem Volke betrogen wurde, welches mit großem Eifer Rechtgläubigkeit und Vaterlandsliebe heuchelte aber in Wirklichkeit Religion und Patriotismus nur als Deckmantel für seine ehrgeizigen Pläne benutzte, vor allem, um in den Stellungen bleiben zu können, welche es gegenwärtig einnimmt, und welche diese Leutchen für sich selbst und für ihre Angehörigen zu behalten wünschen. Aus diesem Grunde waren schon in Bukarest selbst, in manchen Provinzorten und in einigen Landgemeinden ernste revolutionäre Aufstände, die nur durch rohe Gewalt und unter Blutvergießen unterdrückt werden konnten; aber die Unzufriedenheit unter der Bevölkerung ist sehr groß, und Gott weiß, was dieser grausamen Ausländeroligarchie eines Tages noch passieren wird. Diese Ausländer sind es auch, welche die Hauptfeinde der Juden sind, und welche, um sich selbst Vorteile zu schaffen, gegen uns Verleumdungen jeder Art ausstreuen und unaufhörlich die schimpflichsten Intriguen spinnen, während die wirklichen Rumänen mit den Juden Mitleid haben, weil sie gleich ihnen Opfer der übelwilligen Insinuationen der gemeinsamen Unterdrücker sind. Wir Juden in Rumänien haben die wirklichen Rumänen ebenso gern als dieses Land, und wir sind überzeugt, daß die rumänische Nation, wenn sie einst das Fremdenjoch abschütteln und von ihren frei gewählten Vertretern regiert werden wird, auch die Emanzipation der Juden feierlich beschließen und mit ihnen in aufrichtigem, herzlichem Einvernehmen leben wird. Die Juden ihrerseits würden dem Lande mit Eifer und Hingabe dienen, ihm all ihre Intelligenz und Regsamkeit zur Verfügung stellen und es so bereichern wie es verdient. Inzwischen erziehen wir unsere Kinder zu arbeitssamen, ehrlichen und nützlichen Bürgern und unterweisen sie in den modernen Wissenschaften und Künsten, für welche sie nach der Aussage kompetenter und unparteiischer Beurteiler ganz hervorragende Fähigkeiten und Talente besitzen.

* **Aus Rußland.** Den Berichten russ. polit. Blätter zufolge werden die Tabakfelder in Podolien zum größten Teile von jüdischen Arbeitern bebaut. Die Zahl dieser Arbeiter nimt mit dem Emporblühen dieses Industriezweiges ersichtlich zu. — Wie die „Nowoje Wremia" erfährt, wird auf Veranlassung des General-Gouverneurs von Kiew demnächst in den südwestlichen Distrikten eine Volkszählung stattfinden. Man bringt diese Maßnahme in Verbindung mit der noch immer ungelösten Judenfrage. — Die jüd. Lehrer im Gouvernement Grodno erhielten ein schriftliches Verbot, Religionsunterricht in Privatschulen zu erteilen.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten.** Dem Lissaer Hilfsverein sind durch landesherrliche Bestätigung die Rechte einer juristischen Person verliehen worden, demzufolge fand in der am 5. März d. Js. abgehaltenen 27. ordentlichen General-Versammlung die Konstituierung des Vorstandes auf Grund des neuen Statuts statt. Zum Vorsitzenden wurde gewählt Herr Herm. A. Seegall Siegmundshof 16, zum Schatzmeister Herr J. Metz Gr.-Präsidentstraße 8, zum Schriftführer Herr Max Kann Poststr. 5. Bei Beginn der Tagesordnung gedachte der Vorsitzende der im Laufe des vergangenen Jahres verstorbenen ordentlichen Mitglieder sowie der früher heimgegangenen immerwährenden Mitglieder und derjenigen verstorbenen Mitglieder und Gönner, zu deren Erinnerung seitens ihrer Angehörigen pietätvoll Beiträge an den Verein gezahlt wurden. Die Versammlung ehrte das Andenken der erwähnten Heimgegangenen durch Erheben von den Plätzen. Nach dem Bericht des Vorsitzenden gab der Verein im verflossenen Jahren Mk. 5789 für Unterstützungen aus und zwar: schenkungsweise Mk. 3609 an 30 Personen, Kranke, Witwen, Altersschwache sowie zur Verheiratung armer Mädchen, und gewährte außerdem Mk. 2180 zinsfreie Darlehne zur Aufhilfe im Gewerbe und an Studierende, ferner wurden aus der Theodor Bernhardt-Stiftung sowie aus der Auguste Cohn geb. Mendel-Stiftung die Zinsen nach Maßgabe der Stiftungsvorschriften verteilt. Der eiserne Fonds der Vereins beträgt Mk. 33,000 der Stiftungs-Fonds Mk. 1,700. Die Zinsen dieser Fonds und die Beiträge der Mitglieder reichten zu den Werken der Liebe, wie sie hier beziffert sind, nicht aus und hat der Verein es wesentlich den außerordentlichen Zuwendungen zu danken, wenn er in diesem Jahre auf dem Gebiete der Wohltätigkeit mehr leisten konnte als in den früheren Jahren. Wir möchten den aus Lissa stammenden Mitbürgern im Interesse der guten Sache aufs wärmste empfehlen, sich dieser Vereinigung von Wohltätern anzuschließen und sich auch bei freudigen und andern Veranlassungen ihrer in Berlin darbenden Landsleute zu erinnern, indem sie bei festlichen Gelegenheiten dem Verein auch fernere Zuwendungen machen. Dieser Verein, der durch sein 27jähriges Bestehen die Existenzberechtigung dokumentiert hat und dem durch die landes-

herrliche Genehmigung dieselbe von allerhöchster Stelle bestätigt worden ist, bildet die erste und oft einzige Zuflucht in der Großstadt verlassener, würdiger und bedürftiger Lissaer, wohin sich diese Armen um so vertrauensvoller wenden, weil die Unterstützungen in der zartesten und diskretesten Form gegeben werden. Anmeldungen zum Beitritt sind an den Vorsitzenden Herrn Herm. A. Seegall, Siegmundshof 16 Berlin zu richten, der jährliche Mindestbeitrag beträgt Mk 10. Die immerwährende Mitgliedschaft kann durch einmalige Zahlung von mindestens Mk. 300 erworben werden.
k.

— Am 11. d. M. hielt der berühmte Psychiater Prof. Dr. Mendel den letzten der 4 Vorträge, die jährlich zu Gunsten jüd. Gelehrter hierorts abgehalten werden. Er sprach in populär-wissenschaftlicher Form über Schlaf und Traum und stellte die Theorieen des Schlafes und Traumes in großen Zügen dar. Der Redner berührte auch die Thatsache, daß jeder Stand seinen bestimmt gearteten Trauminhalt hat, das dem Berufsleben des fraglichen Standes entnommen ist. Dieser Erfahrungssatz ist, wie ich glaube, im Talmudausspruch enthalten, daß man nur Gegenstände, die man im Wachen wahrnimmt, im Traume wahrzunehmen glaubt. Der Herr Professor, der sonst ein Muster wissenschaftlichen Ernstes ist, war in seinem Vortrage voller Humor. U. a. erzählte er auch von einem Liebhaber, dessen Liebe keine Erwiderung fand, der sich jedoch zu helfen wußte, indem er seiner schlafenden Herzensbraut seinen Namen ins Ohr raunte, was eine Umwandlung in ihr hervorrief. Der Herr Redner hätte auch auf eine spaßhafte Szene aus dem Leben Salomon Maimons hinweisen können, der — wie er in seiner Autobiographie berichtet, seiner schlafenden Schwiegermutter, mit welcher er auf Kriegsfuße stand, die Stimme seiner verstorbenen Mutter nachahmend, einige Drohungen ins Ohr schrie, wodurch sie ein wenig zahm wurde. Der Vortragende wirkte mächtig durch seine Persönlichkeit, was Herr Stein in seinem geist- und witzreichen Dankworte hervorhob.
J. J. Niemirower.

— Am Montag Abend hielt der „Zentral-Verein deutsch. Staatsb. jüd. Gl." in der Tonhalle eine ungemein zahlreich besuchte Versammlung ab, in welcher Herr K. E. Franzos über „Die russ. Juden, nach christlichen Zeugnissen" sprach. An der Hand von Aussprüchen hervorragender geistiger und geistlicher Führer Rußlands wies Franzos die Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit des jüd. Elementes im Zarenreiche nach, und forderte im Interesse Rußlands die völlige Emanzipation der Juden. In der Diskussion wurde besonders scharf gerügt, daß Juden in Antisemitenblättern inserieren.

*† **Leon Blum-Auscher.** Am 28. v. M. wurden die sterblichen Ueberreste des Präsidenten des israelitischen Konsistoriums, des Banquiers Leon Blum-Auscher in Straßburg zur letzten Ruhe bestattet. Hinter dem Sarge kamen der Oberrabbiner und die näheren Verwandten des Verstorbenen und dann ein unabsehbares Leichengefolge, in welchem wir einen Domherrn mit Vikar, den Präsidenten des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, Petri, die Mitglieder des israelitischen Konsistoriums, den Beigeordneten Fischbach, den Ministerialrat Hamm und viele angesehene Bürger unserer Stadt erblickten; 25 Zweispänner schlossen den großen Leichenzug. Sämtliche Ladenbesitzer in der Nußbaumgasse, in der die sämtlichen Häuser bis auf zwei dem Verstorbenen gehörten, schlossen beim Erscheinen des Trauerzuges die Läden der Schaufenster zum Zeichen der Trauer und der Dankbarkeit für den Verstorbenen, der den Ladenbesitzern stets in zuvorkommender Weise als Miethsherr gegenübergestanden hatte.

* Der vierunddreißigste Jahresbericht des israelitischen Waisenhauses für Stadt und Provinz zu **Königsberg** i. Pr. ist soeben erschienen. Die Broschüre enthält vor allem den Rechenschaftsbericht. Zur Zeit zählt die Anstalt 27 Zöglinge, und zwar 17 schulpflichtige Knaben, 4 schulpflichtige Mädchen; 3 Handwerkslehrlinge und 2 in ihrer beruflichen Ausbildung begriffene Mädchen. Verlassen haben die Anstalt 6 männliche Zöglinge, darunter 2 als Handwerksgesellen, und 1 Mädchen, aufgenommen sind 2 Knaben und 1 Mädchen. Bei der letzten General-Versammlung wurden die ausscheidenden Vorstandsmitglieder: Herren Zimmermeister Lewinsohn-Königsberg, Stadtrat J. Eichelbaum-Insterburg und Kaufmann M. Wasbutzki-Tilsit wieder- und J. Lazar und S. Mathias neugewählt. An Legaten und Schenkungen wurden der Anstalt 8100 Mk., an Spenden verschiedener Art 954 Mk. zugewendet. Außerdem verfügt die Anstalt über 34 Stiftungen und Legate von teilweise recht ansehnlichem Betrage. Nach dem Rechnungsauszug bezifferte sich die Einnahme auf 28 752,33 Mk., die Ausgabe auf 20 106,16 Mk., sodaß dem vorhandenen Vermögensbestande von 302 882,16 Mk. die Summe von 8 646,17 Mk. hinzugefügt werden konnte. Das Vermögen der Anstalt besteht außer Effekten im Betrage von 311 528,36 Mk., einer Lebensversicherungspolice und einem Sparfonds für entlassene Mädchen aus dem Anstaltsgrundstück im Versicherungswert von 61 200 Mk. Das Mitgliederverzeichnis führt 3 Ehrenmitglieder, 17 immerwährende, 5 Mitglieder mit einmaligem Beitrage und 287 mit laufenden Beiträgen auf. — In einer Erläuterung legt der Waisenhaus-Inspektor, Hr. Ad. Peritz, die Ziele dar, von welchen sich die Verwaltung bei Ueberführung der Zöglinge ins bürgerliche Leben leiten läßt. Wir sind nun, obwohl ein Freund des Handwerks, kein einseitiger Befürworter der in der Einleitung ausgesprochenen Tendenz, die ärmeren und verwaisten Kinder samt und sonders oder auch nur hauptsächlich dem güldenen Handwerk zu überliefern. Ja, wir warnen vor dem gefährlichen Experiment des Generalisierens, das die besondere Beanlagung und Befähigung aus den Augen läßt. Es muß sorgfältig gesondert werden, und die Armut und Verlassenheit der Waisenkinder verleiht uns keineswegs das Recht willkürlichen Schaltens und Waltens über die Zukunft derselben. Auch soll die augenblickliche Lage des betreffenden Handwerks und die bisher gemachten Erfahrungen reiflich erwogen werden, ehe man das Kind dem oder jenem Berufe zuführt, die Schablone ist wie überall auch hier sehr gefährlich.
B. Trg.

* f Aus **Memel** wird uns geschrieben: Zur Begründung des im Inseratenteil der vor. Nr. enthaltenen Aufrufs diene die nachfolgende Darlegung der Verwaltung des Israelit. Krankenhauses zu Memel. Im Januar 1870 wurde der Aufruf an die deutschen Glaubensgenossen um Beihilfe zur Errichtung eines Krankenhauses für arme russische Israeliten erlassen. Die Eingänge waren nicht sehr bedeutend, denn von hieraus waren erst kurz vorher etwa 400,000 Mk. zur Linderung der Hungersnot unter den Israeliten der westrussischen Grenzbezirke gesammelt worden. So viel war jedoch eingegangen, daß das Haus, an welches sich noch ein Gartengrundstück anschließt, gekauft und eingerichtet werden konnte und auch noch eine kleine Summe übrig blieb, welche verzinslich angelegt werden konnte. Diese Summe belief sich

einschließlich 1733 Thlr. 6 Sgr., welche aus den vorhergehenden Sammlungen übrig geblieben waren und hinzugeschlagen wurden, auf 7000 Mk.

Die Unterhaltungs- und Verpflegungskosten wurden im ersten Jahrzehnt des Bestandes der Anstalt bestritten: 1) aus den fünfprozentigen Zinsen des kleinen Fonds; 2) aus den regelmäßigen Jahresbeiträgen in Memel seßhafter Israeliten; 3) aus dem Ertrage einer freiwilligen Beisteuer russisch-jüdischer Geschäftsleute, welche mit der See- und Handelsstadt Memel in Geschäftsverbindung standen und sich verpflichtet hatten, von ihrem Export und zwar vom Landtransport ½ pro Mille und vom Wassertransport ¼ pro Mille des Abschlußbetrages zur Unterhaltung des Krankenhauses beitragen zu wollen. Dieser letzgenannte Beitrag bedeutete damals eine recht erhebliche Einnahmequelle, denn die jährlichen Geschäftsabschlüsse dieser Art konnten auf 20 Millionen Mark veranschlagt werden.

Das Krankenhaus konnte bestehen und gedeihen und noch über seine vier Wände hinaus durch Gewährung von freier ärztlicher Hülfe, freier Medizin und freier Krankenkost sich wirksam und wohlthätig erweisen. Das Krankenhaus gedieh um so mehr, als ein Arzt ohne Gleichen dessen Verwaltung übernahm und in aufopfernder, selbstloser Weise bis zu seinem Fortzuge von Memel leitete. Dr. Alexander Fürst, ein vielbeschäftigter Arzt unserer Stadt, zuletzt auch erster Vorsteher der Synagogen-Gemeinde, verließ Memel im Dezember 1884, um nach Berlin überzusiedeln. Seine größte Wohlthat, welche er dem Krankenhaus erwiesen hat, dürfte jedoch in dem Umstande zu suchen sein, daß er uns zum Arzt und Nachfolger einen Mann empfahl, der uns den Verlust so vollständig nach jeder Richtung und Beziehung hin derart ersetzte, daß auch nicht der geringste Rückstand zu merken war. Seit zehn Jahren ist Dr. Pindikowski Arzt und Leiter der Anstalt und versieht diesen Beruf neben seiner ausgedehnten Praxis mit derselben Liebe und Hingebung, Umsicht und Selbstlosigkeit wie sein Vorgänger.

Die große Geschäftskrisis der siebziger Jahre, welche ganz besonders dem Handel und Wohlstande unserer Stadt den größten Schaden zufügte, hat auch das Einkommen unseres Krankenhauses derart geschmälert, daß wir uns um Beihilfe von auswärts umthun mußten. Vorzugsweise mußten wir darauf Bedacht nehmen, unseren Krankenhausfonds zu vermehren, um gegen alle dergleichen Vorkommnisse gedeckt zu sein. Das gelang jedoch nur in unzureichender Weise.

Im Jahre 1882 wurden wieder große Sammlungen veranstaltet, um die aus Südrußland geflüchteten Glaubensgenossen zu unterstützen und fortzuschaffen. Von diesen Sammlungen waren nach Beendigung des Werkes noch einige hunderttausend Mark beim deutschen Centralkomité in Berlin zurückgeblieben, die zu Gunsten der russischen Juden, vorzugsweise freilich zu Erziehungszwecken, verwendet werden sollten. Am hiesigen Orte bestand bereits eine Armen- und Waisenschule für russisch-jüdische Kinder mit über 90 Schülern, und völlig ungesichertem Bestande. Nachdem dem Deutschen Centralkomité hiervon Mitteilung gemacht worden war, kam dessen Vorsitzender, Herr Justizrat Makower, im Mai 1883 selbst hierher, um die Schulanstalt und gleichzeitig auch das Krankenhaus zu besichtigen, und auf seinen Vorschlag bewilligte das genannte Komité 50 000 Mk. als Schulfonds, sowie 500 Mk. für die laufenden Ausgaben und 5000 Mk. für den Fonds des Krankenhauses. Auf den Rat des Hrn. Justizrat Makower wandten wir uns an das ähnliche Komité in Frankfurt a. M. und erhielten bald darauf durch dessen Vorsitzenden, Herrn Adolf B. H. Goldschmidt, 4000 Mk. Unser Krankenhausfonds war damit auf 16 000 Mk. angewachsen.

Die Einnahmen des Krankenhauses haben der schlechten Geschäftslage und des Niederganges alles Wohlstandes wegen von Jahr zu Jahr sich verringert, die Ausgaben dagegen haben sich vermehrt, da immer größere Anforderungen gestellt und immer mehr Kranke der Anstalt zugeführt wurden. Besonders haben die Ausweisungen und Auswanderungen russischer Juden in den letzten Jahren eine weit stärkere Frequenz des Krankenhauses als bisher herbeigeführt, derart, daß selbst der Fonds angegriffen werden mußte, wovon jetzt nur noch 12 000 Mk. übrig geblieben sind.

Nun aber — und das ist das schlimmste bei der Sache — sind der Anstaltsarzt, die Sanitätspolizei, die Verwaltungsbehörden der gleichmäßigen Ansicht, daß das Haus in seiner gegenwärtigen Form und Verfassung gar nicht weiter fortbestehen könne. Zuerst hatte die Hauptversammlung des Grenzkomités für die russischen Juden am 26. Dezember 1891 sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Damals, als der Auswandererstrom zur Hochflut angeschwollen, war an das Komité ein Schreiben der hiesigen Polizeiverwaltung gelangt, welches die gesundheitspolizeilichen Zustände des Krankenhauses scharf bemängelte und baldige Abhilfe verlangte. Eine Kommission von sieben Mitgliedern wurde gewählt, welche unter Zuziehung von Sachverständigen einen in's Einzelne gehenden Plan zur Ausführung der polizeilichen Anforderungen der Versammlung vorlegen sollte, in der Hoffnung, daß nach diesen Vorarbeiten das Zentral-Komité in Berlin die Herstellungskosten bewilligen werde. Herr Landgerichtsrat Meyer, welcher an der Spitze der Kommission stand und sich die Sache sehr angelegen sein ließ, hatte vom hiesigen Stadtbaumeister Werner Pläne mit Kostenanschlägen sowohl zum Umbau, als auch zum Neubau entwerfen lassen; allein die Ausführung mußte damals unterbleiben, weil die Geldmittel dazu nicht zu beschaffen waren. In der diese Baupläne begleitenden Denkschrift hatte der Sachverständige gesagt, daß ein Umbau des alten, baufälligen Hauses gar keinen Zweck und Nutzen mit sich führe, daß vielmehr an dessen Stelle ein neues, zweckentsprechendes, den Anforderungen der Gegenwart angemessenes Krankenhaus erbaut werden müsse, zumal der Neubau sich nicht viel teurer stellen würde als der Umbau.

Auf Anregung des Arztes unseres Krankenhauses, Herrn Dr. Pindikowski, sowie des Herrn L. Alexander, erster Vorsteher unserer Gemeinde, wurde neuerdings die Angelegenheit wieder aufgenommen. Mehrere Mitglieder unserer Gemeinde traten in gemeinsame Beratung und beschlossen, in Gemeinschaft mit einer Anzahl angesehener Männer von auswärts, besonders von Königsberg und Berlin, welche zur Mitunterzeichnung veranlaßt werden sollten, den bezeichneten Aufruf zu erlassen. Möge derselbe überall geneigtes Gehör finden, überall offenen Herzen und Händen begegnen, denn zur Ausführung des Vorhabens sind bedeutende Geldmittel, mehr als 60,000 Mark, erforderlich.

* n Man schreibt uns: **Pyritz**, den 4. März. Gestern abend gab die jüdische Gemeinde hierselbst ihrem am 1. April nach Königsberg i. Pr. übersiedelnden Rabbiner Herrn Dr. Pick ein solennes Abschiedsfest. Der größte Teil der Gemeindemitglieder hatten sich in festlicher Stimmung mit ihren Damen eingefunden. Ein Freudenfest war es für die Ge-

meinde insofern, als sie ihren seit 22 Jahren hier in Ehren wirkenden Rabbiner in eine glänzendere Stellung kommen sieht, während sie selbst infolge veränderter Verhältnisse fortan ohne Rabbiner fortleben muß. Die Feier bestand in einem Souper und Ball, zu welch letzterem sich nach Beendigung des ersteren die junge Welt zahlreich einfand. Die Reihe der Tischreden eröffnete Dr. Hahn mit einem Hoch auf den Kaiser; er wies besonders darauf hin, daß des Herrschers überall hervortretendes Streben nach ausgleichender Gerechtigkeit auch für die jüdische Bevölkerung in diesen für sie so schweren Zeiten eine tröstliche Hoffnung gewähre, daß in Ansehung des altpreußischen „suum cuique“ auch eine kleine Minorität nichts zu fürchten habe, so lange sie sich durch Hingebung an König und Vaterland ebenso bewähre, wie alle andern. Nachdem das stehend gesungene „Heil Dir im Siegerkranz“ verklungen, nahm der Vorsitzende des Gemeindevorstandes, Herr Max Schwarz, das Wort, um dem verehrten Rabbiner und seiner Familie die Glückwünsche der ganzen Gemeinde mit auf den Weg zu geben. Es klang wie traurige Resignation, als der Herr Vorsitzende betonte, wie die Gemeinde nun sozusagen verwaist zurückbleibe. Im Namen der Repräsentanten sprach Herr Julius Hahn bewegte Worte des Abschieds. Im Namen des jüdischen Wohltätigkeitsvereins überreichte Herr S. Lebbin dem Ehrenmitgliede Herrn Dr. Pick einen Stock mit Widmung, indem er mit wohlgelungenen launigen Ausführungen über die Bedeutung des Stockes für den Rabbiner, Lehrer, Gatten und Vater die Lachmuskeln der Tischgenossen in Bewegung setzte. Auch Herr Kantor Jacoby widmete dem Herrn Rabbiner anerkennende und bewegte Worte. Herr Dr. Pick dankte einem jeden einzeln mit herzlichen liebenswürdigen Ausführungen. Launige Reden folgten aber den ernsten und nach Beendigung des Mahles hielten Tanz und Frohsinn die Festteilnehmer bis in die Morgenstunde zusammen. Es war so recht ein Ehrenfest für Herrn Rabbiner Dr. Pick. Er durfte die Ueberzeugung gewinnen, daß er sich in seiner bisherigen Gemeinde durch sein friedfertiges Wirken Freunde und Sympathien allseitig erworben hat. Möge ihm auch in seiner neuen Heimat der Stern des Glückes leuchten!

* o **Dr. Löwenmayer.** Man schreibt uns aus **Sulzbürg:** Wohl sagt der Psalmist: „Unsere Lebenstage währen gewöhnlich 70 und in Ausnahmsfällen 80 Jahre“, und die tägliche Erfahrung bestätigt den Ausspruch des Weisen zur Genüge, und doch hätte vor 14 Tagen noch niemand geglaubt, daß unser körperlich und geistig so frisch und rüstiger 82jähriger Distriktsrabbiner Dr. M. Löwenmayer so rasch und unerwartet den Weg alles Fleisches gehen würde, und bedeutete das am 1. Adar (25. Februar cr.) erfolgte Ableben dieses ehrwürdigen, ungemein beliebten Greises geradezu einen unersetzlichen Verlust. Der selig Entschlafene amtierte 57 Jahre dahier mit hingebender, aufopfernder Pflichttreue, unermüdlichem Schaffens- und Thatendrange, war ausgerüstet mit den umfassendsten Kenntnissen auf religiösen und profanen Gebieten, zeigte sich fortwährend als ein „Freund des Friedens“, der Einfachheit und Bescheidenheit, bekundete unausgesetzt seine toleranten und humanen Gesinnungen, pflegte werkthätige Nächstenliebe, hielt mit unerschütterlicher Festigkeit an dem altüberlieferten Glauben der Väter und begeisterte durch seine inhaltsreichen, herrlich vorgetragenen Predigten. Er erhielt vor 2 Jahren wegen seines verdienstvollen Wirkens von unserm Prinzregenten den Michaelsorden. Hatte man dem liebenswürdigen Greise schon bei Lebzeiten Hochachtung, Zuneigung und Anerkennung gezollt und seine vortrefflichen Leistungen gewürdigt, so gestaltete sich das Leichenbegängnis zu einem wahrhaft erhebenden Kiddusch haschem. Hoch und nieder, arm und reich, ohne Unterschied der Stellung und Konfession eilten sie herbei, um den Dahingeschiedenen zur letzten, ewigen Ruhestätte zu geleiten. Die fast vollzählige isr. Kultusgemeinde Neumarkt, welche nebst Thalmässing und bis vor 10 Jahren auch Regensburg zum hiesigen Rabbinate gehörten, die Gesamteinwohnerschaft unseres Marktfleckens, die protestantische und katholische Geistlichkeit des Ortes und der Umgebung, die Verwaltung der politischen Gemeinde, Vereine, zahlreiche Freunde aus der Ferne, der höchstgestellte Beamte des Distriktes, der Königl. Bezirksamtmann und viele andere Honorationen waren erschienen. Der „Oraun“ wurde in der Synagoge, an dem Orte aufgestellt, woselbst der fromme Rabbi so lange und so gerne seines Amtes gewaltet hatte, und widmeten die Herren Rabbiner Dr. Meyer-Regensburg und Dr. Deutsch-Burgpreppach-Fürth dem Nestor der bayerischen Rabbiner Geist und Gemüt ansprechende Trauerreden, unter Zugrundlegung der Textstellen Exodus 25, 8 und Psalm 73, 24. Auf dem Friedhofe widmete Herr Joseph Regensburger im Auftrage der Gemeinde dem „Edlen und Großen“ tiefempfundene Dankesworte, und die Herren Lehrer Kahn-Neumarkt und Oppenheimer-Sulzbürg gaben ihren Herzensregungen mit thränenerstickter Stimme, nachdem die irdische Hülle dem Schoße der Erde anvertraut war, beim Schlußgottesdienste in der Synagoge den wärmsten Ausdruck. — So ist denn ein reichbewegtes Leben zum Stillstande gebracht, ein ganzer Mann von uns geschieden. Er ruhe in Frieden!

* **Hier und Dort.** „Sohar, Talmud und Antisemiten“ betitelt sich eine kleine Broschüre, die bei Neufeld u. Henius in Berlin erschienen ist. Der Verfasser -- Direktor Dr. Adolf Rothenbücher, ein bekannter Schulmann — liefert darin in sachlicher Weise durch Anführung von Belegstellen aus dem Sohar, dem Talmud und anderen Schriften, sowie durch statistische Angaben den Beweis, daß die antisemitischen Angaben über die jüdische Geheimlehren unwahr sind. — „Krieg bis zum Messer“ empfiehlt die „Kreuzztg.“ gegenüber dem Judentum. Es sei das Einzige, was das Judentum verstehe, und wenn dieser „Krieg“ mit der gehörigen Rücksichtslosigkeit geführt würde, auch innerlich respektiere. — Aus Hamburg wird berichtet: Als Alterspräsident eröffnete G. R. Richter, seit 1859 Mitglied der Bürgerschaft, die erste Versammlung der halbschichtig erneuerten Bürgerschaft. Bei Anwesenheit von 128 Mitgliedern wurde der bisherige Vorsitzende, Bankier Siegmund Hinrichsen mit allen gegen zwei Stimmen wiedergewählt. — Ueber Antisemitismus bei der Militäraushebung berichtet der „Halberst. Gen.-Anz.“ aus Halberstadt: Der untersuchende Stabsarzt soll antisemitische Ausdrücke gegen die jüdischen Gestellungspflichtigen gebraucht haben und zwar in Gegenwart des Oberbürgermeisters von Halberstadt. Die jüdische Gemeinde in Halberstadt hat in dieser Sache bereits eine Beschwerde an das Kriegsministerium gesandt. — Der Regierungspräsident zu Arnsberg Winzer erläßt eine amtliche Bekanntmachung, betreffend Bewerbung um die Kreisphysikatsstelle des Kreises Schwelm. In der Bekanntmachung heißt es, daß Bewerbungen unter Beifügung der Zeugnisse „bei Angabe des Religionsbekenntnisses“ schriftlich bei dem Regierungspräsidenten anzubringen sind. — Was hat denn das Religionsbekenntnis mit der Qualifikation eines Kreisphysikus zu thun? — Der Privatdozent Dr. Cahn in Straßburg ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der dortigen Kaiser Wilhelm-Universität ernannt worden. — Am 15. Febr. feierte Herr Kantor Schiller mit seiner Gattin, geborene Blüml in Wien das Fest der silbernen Hochzeit und gleichzeitig sein 40jähriges Amtsjubiläum. Mit 9 Jahren wurde Herr Schiller in die kantoralen Funktionen eingeführt. Am 18. August 1865 wurde er Kantor in Kojetein, am 5. September 1880 in Wien. — Die Errichtung eines Religionslehrerseminar in Lemberg, dessen Unentbehrlichkeit im

Interesse eines gedeihlichen Reiligionsunterrichtes zweifellos ist, ist ihrem Ziele näher gerückt. Die jährlichen Kosten werden sich auf fl. 10.000 belaufen. Der Landesausschuß hat sich an die bedeutenderen Kultusgemeinden Galiziens mit der Anfrage gewendet, ob und in welchem Maße sie geneigt wären, ein zu errichtendes Lehrerseminar jährlich zu unterstützen. Von ihrer Opferwilligkeit hängt natürlich alles weitere ab. — Wie bekannt hat seinerzeit der Gemeinderat von Graz beschlossen, daß das Schächten in der Stadt Graz verbosen sei. Die steiermärkische Stadthalterei hat diesen Beschluß sistiert. Der Gemeinderat hat nun beim Ministerium des Innern Einspruch erhoben, dieser Einspruch wurde, wie nunmehr bekannt wird, verworfen. Ein Teil des Grazer Gemeinderats beabsichtigt, jetzt Beschwerde beim Reichsgiricht einzstreichen. — An Stelle des im vorigen Jahre verstorbenen Oberrabbiners Marco Mortara wähte die Gemeinde in Mantua den Rabbiner von Reggio Emilia, Prof. L. Levi. — Auch die Gemeinde von Verona hat einen neuen Rabbiner berufen, in der Person ihres bisherigen Vize-Rabbiners Angelo Carrpi. — In Mailand wurden jüngsthin drei Israeliten in den Gemeinderat gewäht.

Briefkasten.

„Hallesches Thor" u. a., hier. Anonyme Zuschriften wandern ungelesen in den Papierkorb.

Herr K. in Monsheim. Die Notiz hat den Inhalt Ihrer Koresp. sinngemäß, wenn auch kurz, wiedergegeben. Eine Aenderung oder Kürzung von Zuschriften muß sich jeder Korr. gefallen lassen.

„Sacher-Masoch". Wir hatten bereits einige Zeilen des Nachrufes in Satz gegeben. Ein näheres Eingehen auf das Wirken des Entschlafenen auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt wäre in unsrem Blatte nicht am Platze.

Herr B. K. in E. u. a. „Kath. und Kanz." wird wieder erscheinen, sobald die Verhältnisse es gestatten. Die vorläufige Sistierung der Beilage ist ja in der letzten Nr. derselben klar motiviert worden. Wir bitten um ein wenig Geduld, die auch wir haben müssen und mußten.

Wochen-	Maerz 1895.	Adar 5655.	Kalender.
Freitag . . .	15	19	(Sabb.-Anf. 6,06)
Sonnabend . .	16	20	כי תשא (Sabb. Ausg. 6,51). [Sabb. Parah]
Sonntag . . .	17	21	
Montag . . .	18	22	
Dienstag . . .	19	23	
Mittwoch . .	20	24	
Donnerstag . .	21	25	
Freitag . . .	22	26	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 15. März in allen Synagog. Abends $6^1/_4$ Uhr.

Sonnabend, den 16. März in der alten Synag. Morg. $8^1/_2$ Uhr, in den übrigen Synag. Morg. 9 Uhr.

Predigten Vorm. $9^1/_2$ Uhr: Alte Synag. Hr. Rabb. Dr. Stier, Vorm. 10 Uhr, Kaiserstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Ungerleider.

Jugendgottesdienst Nachm. 4 Uhr: Alte Synag. Hr. Rabb. Dr. Weisse.

Gottesdienst an den Wochentagen Morg. in allen Synagogen 7 Uhr, abends in der alten Synag. u. Kaiserstr.-Synag. $5^1/_2$ Uhr, in der neuen Synag. u. Lindenstr.-Synag. 5 Uhr.

Die **Religionslehrer-, Vorbeter- und Schächterstelle** ist zu bes. Geh. und Stiftungsbezüge M. 642.85. Nebenverd. v. M. 350. Fr. Wohn. u. Heiz. Seminar. geb. Bew.

Wiesenfeld, 6. März 1895.

Die israelitische Kultusverwaltung

A. Bamberger jr.

Die Schulstelle in Erdmannrode ist vakant. Einkommen neben fr. Wohnung 940 M. Hierzu noch die Ertrage des Schächterdienstes.

Fulda, den 6. März 1895.

Vorsteheramt der Israeliten.

Dr. M. Cahn, Provinzial-Rabb.

Die Religionsschulstelle Nordheim-Oberelsbach, verbunden mit Vorsänger- u. Schächterdienst ist vacant. Einkommen 967 Mk. 57 Pf. Nur seminaristisch geb. Bewerber.

Nordheim v. Rhön, 5. 3. 95.

Albr. Schön, Kultusvorstand.

Ich suche z. 15. d. M. ein frommes, tüchtiges jüdisches Mädchen.

Joseph Chaim, Berlin, Alte Schönhauser Str. 35.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.